

Das Titelbild stammt von **Abigail Stern: MoonDial**, 2005; Acryl, Pigmentmarker und Grafit auf Leinwand. (127 x 127 cm). Ein Porträt über die Künstlerin befindet sich in dieser Ausgabe auf S. 20.

AUS DEM INHALT

POLITIK

Terror in Frankreich SEITE 5

NAHOST

Hätte der Krieg verhindert werden können? SEITE 6

NAHOST

Islam und Muslime in Israel SEITE 7

TEMPLER

Sarona, eine deutsche Siedlung SEITE 8

LITERATUR

100. Todestag von Scholem Alejchem SEITE 11

FILM

Filmfestspiele in Cannes SEITE 12

MUSIK

Soma Morgenstern, Meister der Verknüpfung SEITE 16

LITERATUR

Deborah Feldman, von New York nach Berlin SEITE 20

Umberto Eco hat in seinem Buch *Der Friedhof in Prag* in Form eines Romans das Wesen der Verschwörungstheorien der Moderne auf den Punkt gebracht: Sie verkürzen komplexe Zusammenhänge in einer intellektuell unhaltbaren Form – und sie liefern Sündenböcke, auf die alles Negative abgelagert werden kann. Die Drahtzieher des Bösen sind Freimaurer und „Bil-

orien der Gegenwart nie ganz weit weg. In der Gegenwart aber sind diejenigen, die in den wilden Spekulationen der Verschwörungstheorien hinter allem Möglichen und Unmöglichem stehen, weitgehend säkularisiert: Sie dienen weniger den Interessen der Hölle und mehr den Interessen von Staaten und Industriegruppen, von abgeschotteten Elitezirkeln und revolutionären Planungsstäben.

nur Marionetten sein, und hinter diesen steht nicht Osama Bin Laden, sondern stehen, je nach Bedarf, US- oder israelische Geheimdienste.

Verschwörungstheorien erfüllen eine vulgärreligiöse Funktion: Sie bieten Erklärungen für (scheinbar) Unerklärliches an. Sie sind daher immer beliebt – bei denen, die sich nicht die Mühe machen oder können, die Komplexität der Zu-

DIE LUST AN DER VEREINFACHUNG

ANTON PELINKA

derberger“, die CIA oder der Mossad, und natürlich – wie im Buch der Bücher aller Verschwörungstheorien, in *Die Weisen von Zion* ausgeführt – „die Juden“ schlechthin.

Am Beginn der Neuzeit waren es noch Hexen und Zauberer, die im Bündnis mit dem Satan Brunnen vergifteten und Seuchen verbreiteten. Der Satan freilich ist auch bei den Verschwörungsthe-

Wenn eine Naturkatastrophe über Haiti hereinbricht, dann muss ja jemand das Erdbeben ausgelöst haben – „die Natur“ kann es nicht sein. Wenn am 11. September 2001 das World Trade Center und das Pentagon zerstört werden, dann müssen hinter den konkreten Tätern, die Namen und ein Gesicht haben, namenlose und gesichtslose Mächte stehen – die real existierenden Terroristen können

sammenhänge der Welt zu studieren. Und sie sind beliebt bei denen, die ohnehin immer schon wissen, wer die Schuld an den beklagten Übeln trägt: „Tut nichts, der Jude wird verbrannt“, heißt es in Lessings *Nathan der Weise*. Was immer der schon a priori ausgemachte Schuldige tut oder nicht tut, er kann seinem Schicksal nicht entkommen. Denn für rationale Zusammenhänge, für die [Seite 3](#)

www.neuewelt.at

Besuchen Sie unsere neu gestaltete Homepage mit aktuellen Terminen und interessanten Artikeln



NEUE SUPERWAFFE

Israels Luftwaffe hat weitere Kampfjets des Typs F-35 mit Tarnkappen-Funktion von Lockheed Martin bestellt. Das F-35-Programm gilt als das teuerste und das meist kritisierte Rüstungsprojekt aller Zeiten.

GIL YARON

In der flimmernden Wüstenluft verschwimmen die Baukräne. Weiße Zäune und riesige Zeltplanen schirmen das Areal gegen neugierige Blicke von den kahlen Hügeln rundum und aus dem Weltall ab. Denn in Nevatim, Israels größtem Luftwaffenstützpunkt mitten in der Negev-Wüste, bereitet man sich intensiv auf eine Sensation vor. Seit Monaten arbeiten zig Experten rund um die Uhr, errichten neue Startbahnen, Hangars, Bunker und Verwaltungsgebäude, um Israels neuestes Kampfflugzeug in Empfang zu nehmen, den Tarnkappenbomber vom Typ F-35. Und in diesen Vogel setzt die Regierung Hoffnungen, die weit über den militärischen Bereich hinausreichen. Es geht um den Zusammenhalt Israels.

Die Superwaffe soll für den jüdischen Staat mehr leisten als nur die Sicherung seines Luftraums – sie soll seine Gesellschaft heilen. Wenn man hochrangige israelische Luftwaffenoffiziere über ihr neues Gerät reden hört, dann könnten ihre Einschätzungen durchaus auch politisch gemeint sein. Der Jet ermöglicht Israel, in einem Umfeld zu agieren, das in den „vergangenen drei Jahren erheblich komplexer und gefährlicher geworden ist“, sagt einer von ihnen der *Neuen Welt*.

Militärisch ist das so zu verstehen: Russische Luftabwehrraketen vom Typ S-300, die neuerdings in Syrien und vielleicht auch bald im Iran stehen, machen Israels militärische Gegner unangreifbarer und dadurch womöglich angriffslustiger. Die Stationierung von Israels modernster Waffe in der Negev-Wüste ist aber auch Teil einer historischen Kehrtwende. Der bislang so stiefmütterlich behandelte Süden Israels soll so endlich wirtschaftlichen Aufschwung erfahren. Und dabei geht es um eine milliardenschwere Wirtschaftsoffensive, mit der die kleine Hightech-Supermacht ihr inneres Reichtums-Gefälle in den Griff bekommen will. Denn auch das wirtschaftliche Umfeld Israels ist komplexer und umkämpfter geworden – und da hilft nur Expansion in die Wüste.

Der Negev macht rund 60 Prozent des Staatsgebiets aus. Schon der Staatsgründer David Ben Gurion träumte davon, ihn urbar zu machen. Er wählte hier Israels Zukunft, ging mit gutem Beispiel voran und verlegte seinen Wohnsitz in eine kleine Hütte im Kibbuz Sde Boker. Sein Nachfolger Levi Eschkol eröffnete 1964 den Nationalen Wasserkanal, einen 130 Kilometer langen Aquädukt zum See Genezareth, der die Wüste begrünen helfen sollte – damals das teuerste Infrastrukturprojekt des Landes.

Es weckte bei arabischen Staaten Angst, hunderttausende Einwanderer könnten sich im Negev ansiedeln und Israel so unauslöschbar machen. Diese Angst trug zum Ausbruch des Sechs-Tage-Kriegs 1967 bei. Dabei ging niemand in den Negev. Heute leben hier nur 650.000 Menschen – etwa 7,5

Prozent der Landesbevölkerung. Das ändert sich jetzt. Und die F-35 spielt dabei eine entscheidende Rolle.

Kritiker des teuersten Deals in Israels Rüstungsgeschichte – für jedes Schwadron gibt Jerusalem angeblich rund zehn Prozent des Verteidigungsetats aus – nannten den Kauf zwar „verschwenderisch“. Die Reichweite der F-35 sei nicht größer als die der billigeren F-15. Der Flieger könne nicht mehr Bomben tragen und sei weder schneller noch agiler als herkömmliche Jäger. Der Vorteil der „Tarnkappe“ werde nicht lang erhalten bleiben. Bei Hauptmann E., der bei der Luftwaffe das Trainingsprogramm der Piloten der F-35 erarbeitet, bringt das leidgeplagte Lächeln hervor: „Diese Aussagen kommen von Leuten, die wenig von Luftkampfführung verstehen.“

Die effektive Reichweite sei viel größer, weil die F-35 feindlichen Radaren nicht ausweichen müsse und deswegen ihre Ziele geradlinig ansteuere.

Bei einer F-35 indes, bei der die Bewaffnung nicht außen angeschraubt, sondern unter der Tarnhaut angebracht wird, verändere sich das Flugverhalten selbst nach Beladung mit schweren Bomben kaum. Wobei sie wohl nie zu einem Luftkampf gezwungen sein wird: „Man kann sie nicht sehen und deswegen nicht angreifen. Jeder Feind würde abgeschossen, bevor er begreift, dass wir da sind.“ Ein Schwadron des superteuren Bombers sei deswegen kostengünstiger als Alternativen. „Während man für einen herkömmlichen Angriff mehrere Fliegerstaffeln einsetzen muss, um Radare, Luftabwehrraketen und feindliche Jäger auszuschalten, können vier F-35 die Arbeit von 16 anderen Flugzeugen erledigen“, erklärt E.

Auch in Friedenszeiten erfülle der Bomber eine strategische Aufgabe: „Um die F-35 einsatzfähig zu halten, werden wir hier die besten Ingenieure der Luftwaffe stationieren“, sagt ein hochrangiger Offizier aus Nevatim. Sie sollen mit ihren Familien in den Negev ziehen. Damit sind sie Teil eines historischen Regierungsvorhabens. Seit 2004 beschloss das Kabinett, wichtige Armeebasen in die Wüste zu verlegen. Davon verspricht man sich zwei Vorteile: Teures Bauland im dicht besiedelten Zentrum soll frei und Ben Gurions Traum vom bewohnten Negev endlich wahr werden.

Die Web-Seite des Verteidigungsministeriums spricht vom „größten Infrastrukturprojekt seit Staatsgründung“. Im Februar wurde das Ausbildungszentrum der Armee bei Beer Schewa eröff-

net. Es kostete den Steuerzahler rund 5,3 Milliarden Euro. Bald ziehen Armeegeheimdienst und die Aufklärung der Luftwaffe in den Negev. Dabei handelt es sich um die technologisch am meisten entwickelten Einheiten der Armee, aus denen sich in der Vergangenheit viele Unternehmer der israelischen High-Tech-Branche rekrutierten.

Zudem wird Nevatim ausgebaut. Insgesamt sollen mehr als 27.000 Berufssoldaten umsiedeln, tausende Wehrpflichtige kommen hinzu. Sie sollen der lokalen Wirtschaft jährlich 120 Millionen Euro Umsatz bescheren. Zudem entstehen mitten in der Wüste neue Bahntrassen und durchweg beleuchtete vierspurige Autobahnen. Laut Schätzungen des Verteidigungsministeriums schafft jeder umgezogene Soldat vier neue Arbeitsplätze.

Den Wandel sieht man längst nicht mehr nur auf dem Reißbrett der Armeepolier: Jeruham zum Beispiel ist eine Stadt, die mitten im Negev aus dem Boden gestampft wurde, um nach der Staatsgründung mittellose Einwanderer aufzunehmen. Sie galt bislang als Problemzone. Es gab hier kaum Arbeit, die Jugend floh in Scharen Richtung Tel Aviv. Doch nun ist die Arbeitslosigkeit „von 13 Prozent auf neun Prozent gesunken“, sagt Bürgermeister Michael Biton der *Neuen Welt*.

Erstmals wächst seine Stadt, sie hat zehn Prozent mehr Einwohner als vor fünf Jahren. Die Immobilienpreise haben sich verdoppelt, es werden 1.500 neue Wohnungen gebaut. Bei Ausschreibungen „gibt es für jedes Grundstück etwa fünf Bewerber“, sagt Biton. Rund ein Drittel von ihnen sind Investoren, die an eine goldene Zukunft im Süden glauben. In sechs Jahren wird Jeruham an Israels Eisenbahn- und Autobahnnetz angebunden sein. Dann dauert die Fahrt nach Tel Aviv nur noch eine Stunde.

Auch in Beer Shewa ist der Boom schon von der Ferne sichtbar. Überall stehen Baukräne, rund 20.000 neue Wohnungen sollen hier errichtet werden. Die Arbeitslosigkeit liegt unter dem Landesdurchschnitt.

Eine amerikanische Studie bezeichnete die Stadt im Negev als „wichtigstes neues globales Zentrum der Hochtechnologie“, und das nicht nur, weil die Stäbe der Cyberkriegsführung der Armee und der Regierung hierherzogen.

Schon jetzt gibt es hier Technologieparks von internationaler Bedeutung. 68 Jahre nach Staatsgründung scheint es also nicht mehr Prahlerei, wenn die Armee verspricht zu helfen, den „Negev in Israels neues Zentrum“ zu verwandeln. □

Militärisch ist das so zu verstehen: Russische Luftabwehrraketen vom Typ S-300, die neuerdings in Syrien und vielleicht auch bald im Iran stehen, machen Israels militärische Gegner unangreifbarer und dadurch womöglich angriffslustiger.

Die effektive Reichweite sei viel größer, weil die F-35 feindlichen Radaren nicht ausweichen müsse und deswegen ihre Ziele geradlinig ansteuere.



George Soros

◀ Seite 1

Analyse von Ursache und Wirkung, für den Nachweis von handlungsleitenden Interessen – damit kann und will sich eine Verschwörungstheorie nicht beschäftigen.

Ein Beispiel bieten die Erklärungsversuche der großen Zahl von Kriegsflüchtlingen, Asylsuchenden und Wirtschaftsmigranten, die 2015 verstärkt nach Europa gekommen sind. Erklärungen für diese Phänomene sind zu finden, liegen geradezu auf der Hand: Die Kriege in Syrien und im Irak, die brutalen Diktaturen in Staaten wie Eritrea, und das Wohlstandsgefälle zwischen Nord und Süd. Doch diese für alle einsichtigen Zusammenhänge reichen nicht aus, um das Bedürfnis zu befriedigen, konkret Schuldige zu benennen. Und es sind wieder die „üblichen Verdächtigen“, die da entlarvt werden: Da sind einmal „die Amerikaner“, die natürlich Europa destabilisieren wollen; oder „die Araber“, deren Ziel die Islamisierung des Abendlandes ist. Und natürlich ist es auch ein ausdrücklich als Jude Benannter, der da immer auftaucht: George Soros musste schon die Schuld an einer südostasiatischen Finanzkrise übernehmen, „entlarvt“ von ei-

George Soros musste schon die Schuld an einer südostasiatischen Finanzkrise übernehmen, „entlarvt“ von einem malaysischen Regierungschef – und der ungarische Ministerpräsident hat auch schon entdeckt, dass Soros hinter der aus den USA und Europa kommenden Kritik an den autoritären Tendenzen der ungarischen Regierung steckt.

nem malaysischen Regierungschef – und der ungarische Ministerpräsident hat auch schon entdeckt, dass Soros hinter der aus den USA und Europa kommenden Kritik an den autoritären Tendenzen der ungarischen Regierung steckt. Was liegt da näher, ihm eine Strategie zu unterstellen, die ihn als Organisator von Kräften ausmacht, die an geraden Tagen eine zionistische und an ungeraden eine antizionistische oder auch antichristliche oder auch antipolnische oder auch antirussische Agenda vollziehen?

Verschwörungstheorien haben eine uralte Funktion. Aber in der Gegenwart bekommen sie eine verstärkte Bedeutung: Die globalisierte Kommunikation – etwa in den „sozialen Medien“ – erlaubt, den größten Unsinn in Sekundengeschwindigkeit zu verbreiten, von San Francisco bis Wladiwostok. Und es gibt immer einen Bedarf an irrationalen Erklärungen der Welt. Letztlich hat ja Hitlers *Mein Kampf* auch nur Unsinn geliefert – aber dieser Unsinn hat einen Bedarf befriedigt. Und deshalb genügt es nicht, über einen global verbreiteten Unsinn nur den Kopf zu schütteln. □

ISRAEL ÜBERNIMMT
VORSITZ IN
UNO-AUSSCHUSS

Ein besonderer Tag in Israels Geschichte bei den Vereinten Nationen: Nach 67 Jahren Mitgliedschaft bei der UNO sitzt Israel das erste Mal einem der sechs ständigen Ausschüsse vor. Gewählt wurde der Botschafter Danny Danon mit Unterstützung von 109 Staaten zum Vorsitzenden des Rechtsausschusses. Danon erklärte nach seiner Wahl: „Iran, die Palästinenser und anti-israelische Gruppen ha-



ben versucht, uns aufzuhalten – und sind gescheitert. Ich danke allen Ländern, die in diesem wichtigen Kampf auf Israels Seite gestanden haben.“ □

BUNDESPRESSEDIENST ÖSTERREICH

Sie fragen, wir antworten.

- Über die Arbeit der Bundesregierung
- Alles zum Thema Europäische Union
- Unterstützung und Beratung bei Amtswegen

Bürgerinnen- und Bürgerservice

Bundeskanzleramt
Ballhausplatz 1, 1010 Wien
Servicetelefon 0800 222 666 (gebührenfrei)
Montag bis Freitag: 8–18 Uhr
service@bka.gv.at
bundeskanzleramt.at

Servicezentrum HELP.gv.at

Informationen, Beratung und Unterstützung zu E-Government, Handy-Signatur und Bürgerkarte
Ballhausplatz 1 (Eingang Schaufelgasse), 1010 Wien
Montag bis Freitag: 9–17 Uhr
help.gv.at



ENTGELTLICHE EINSCHALTUNG

200 JAHRE
seit 1816

ÖNB
OESTERREICHISCHE NATIONALBANK
EUROSYSTEM

SCHAUEN SIE AUF IHR GELD?
Wir seit 1816.
Finanzbildung durch die OeNB

www.eurologisch.at
www.oenb.at

VICHY UND DIE JUDENVERFOLGUNG

KARL PFEIFER

Seit dem der Figaro-Journalist und Autor Eric Zemmour am 4. Oktober 2014 im TV2 erklärte, „Petain rettete die französischen Juden“, ist viel Wasser die Seine heruntergeflossen. Dass ausgerechnet ein aus Algerien stammender jüdischer Intellektueller diese Legende verbreitet, hat mit der politischen Agenda seines Bestsellers *Der französische Selbstmord* zu tun, zu der die „dunklen Flecken“ der Vergangenheit nicht passen. Lange Zeit nach der Befreiung Frankreichs versuchten Politiker und Intellektuelle die Geschichte umzuschreiben, indem sie die Mehrheit der Franzosen zur Resistance rechneten, die angeblich einer kleinen Minderheit von Kollaborateuren gegenüberstanden. Erst der Dokumentarfilm Marcel Ophüls *Le Chagrin et la Pitié* (*Das Haus nebenan*, 1969) brach zwei Jahre später radikal mit diesen Legenden. Die politische Klasse war entsetzt und der Film konnte im Fernsehen zunächst nicht ausgestrahlt werden.

1973 erschien die Studie des amerikanischen Historikers Robert O. Paxton *Vichy France: Old Guard and New Order 1940-1944* (New York, 1972), in französischer Übersetzung: Das Buch *La France de Vichy*, führte zu hitzigen Debatten. Paxton zeigte auf, dass das Vichy-Regime radikal mit den republikanischen Traditionen gebrochen hatte, weil es glaubte, im Sinne einer „nationalen Revolution“, die durch die Kapitulation 1940 verlorengegangene Souveränität wieder gewinnen zu können. 1981 erschien von Robert O. Paxton das mit dem kanadischen Historiker Michael R. Marrus gemeinsam geschriebene Buch *Vichy et les Juifs*. Die Autoren bewiesen, dass das bereits im Oktober 1940 erlassene Judenstatut eine französische Fleißarbeit war, die fast ohne deutschen Einfluss dekretiert wurde. Das widersprach der bis dahin angenommenen Meinung, dieses Statut sei auf deutschen Druck zurückzuführen. Freilich haben Paxton und Marrus nicht die deutsche Besatzungsmacht von ihrer Verantwortung für die Deportation der Juden entbunden, doch diese wurde durch die französischen Segregationsmaßnahmen leichter gemacht.

Tatsächlich richteten sich die ersten antijüdischen Maßnahmen in erster Linie gegen ausländische oder gegen, kurze Zeit davor, eingebürgerte Juden. Bereits einen Monat nach der Kapitulation,

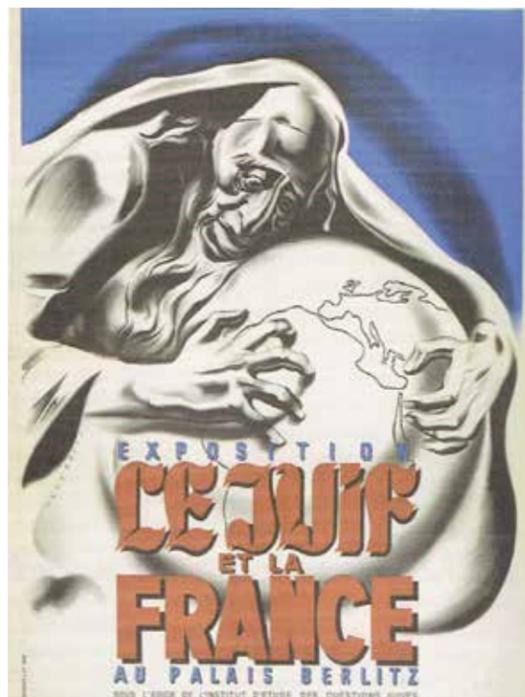
am 22. Juli 1940, wurde ein Gesetz beschlossen, das die Überprüfung sämtlicher Einbürgerungen seit 1918 vorsah, was dann dazu führte, dass fast 80 Prozent der Verleihungen der französischen Staatsbürgerschaft an Juden rückgängig gemacht wurden. Der Besatzungsmacht war von Anfang an bekannt, dass Vichy eine antijüdische Politik betreiben wollte. Otto Aetz, deutscher Botschafter in Paris, schrieb nach einem Gespräch mit Ministerpräsident Pierre Laval: „Die antisemitische Strömung im französischen Volke ist so stark, dass sie von unserer Seite keiner Förderung mehr bedürfe.“ Bereits in seinem ersten Buch zitierte Paxton das Telegramm von SS-Hauptsturmführer Theodor Dannecker an Eichmann vom 6. Juli 1942: „Präsident Laval hat vorgeschlagen, beim Abschied jüdischer Familien aus dem unbesetzten Gebiet auch die unter 16 Jahre alten Kinder mitzunehmen. Die Frage von im besetzten Gebiet zurückbleibenden Judenkindern interessiert ihn nicht.“ Dannecker nannte im Mai 1942 General Kohl, den für den Eisenbahntransport zuständigen deutschen General, das Ziel der deutschen Politik gegenüber Juden: „restlose Vernichtung des Gegners“. Die Militärverwaltung in Frankreich verbot noch im gleichen Monat den Gebrauch des Wortes „Deportation“, „Verschickung zur Zwangsarbeit“ sollte den wahren Zweck vernebeln. Dannecker sprach später von „Umsiedlung“.

1939 lebten ungefähr 300.000 Juden in Frankreich, davon waren 190.000 Franzosen und der Rest Ausländer, hauptsächlich Flüchtlinge aus Osteuropa und Deutschland. Das Vichy-Regime ließ 80.000 ausländische und französische Juden in die Vernichtungslager deportieren. Davon waren 24.000 Franzosen und 56.000 Ausländer. Dieses in Frankreich beispiellose Verbrechen hätte ohne die volle Kooperation der französischen Polizei und Gendarmerie nicht vollbracht werden können. 90 Prozent der deportierten Juden wurden von ihnen festgenommen. Nirgendwo in Westeuropa gab es eine solche Mitarbeit der lokalen Verwaltung wie in Frankreich. Die von Pétain initiierte *Nationale Revolution* schaffte das die Juden emanzipierende Dekret der französischen Revolution von 1791 ab, und es wurden auf französischem Boden Konzentrationslager errichtet, in denen tausende Juden gefangen gehalten wurden. Viele starben an

Die französische Bürokratie führte detaillierte Judenzählungen durch, stempelte in Personalausweise „Juif“ und in den Medien kam es zu einer schrecklichen, hysterischen Verleumdungs- und Stigmatisierungskampagne gegen Juden.

Auch in der katholischen Kirche haben im nicht besetzten Gebiet (Toulouse, Montauban) einige hohe Würdenträger ihre Stimme erhoben und gegen die unmenschliche Behandlung der Juden und Jüdinnen protestiert und zwar mit dem expliziten Hinweis, dass Juden „unsere Brüder“ sind.

Krankheiten oder verhungerten noch bevor sie deportiert werden konnten. Die französische Bürokratie führte detaillierte Judenzählungen durch, stempelte in Personalausweise „Juif“ und in den Medien kam es zu einer schrecklichen, hysterischen Verleumdungs- und Stigmatisierungskampagne gegen Juden. Nach der Befreiung versuchten viele Franzosen die „vier düsteren Jahre 1940-1944“ aus der Erinnerung zu tilgen. Das änderte sich in den letzten Jahrzehnten, als das offizielle Frankreich seine Verantwortung anerkannte. Warum also 2015 eine Neuauflage von Paxtons und Marrus Buch über Vichy und die Juden? Weil seit der ersten Veröffentlichung die Politik des „französischen Staates“ (so nannte sich das Vichy-Regime) aus allen möglichen Blickwinkeln beleuchtet wurden (die Administration, die Polizei, die „Arisierung“ usw.). Aber auch deshalb, weil 2008 alle Akten des Vichy-Regimes freigegeben wurden und das Kapitel über das *Commissariat général aux questions juives* wesentlich erweitert werden konnte. Doch die Hauptlinie des Buches wurde nicht geändert. Heute wird diese Geschichte in den meisten französischen Schulen gelehrt. Die Diskussion, weshalb doch mehr Juden in Frankreich überleben konnten, geht weiter. Allerdings nicht im Sinne der Apologeten des Vichy-Regimes. Die Besatzungsmacht suchte nur im Osten Lebensraum und konnte dort sehr bald mit der Vernichtung beginnen. In Frankreich hingegen wollte die Besatzungsmacht Ruhe und Kollaboration. Als 1942 die Deutschen den Gelben Stern einführten und eine brutale Deportationskampagne begann, änderte sich die bis dahin eher antisemitische öffentliche Meinung und es kam zu heftigen Protesten maßgeblicher Kreise, wie der protestantischen Kirche. Auch in der katholischen Kirche haben im nicht besetzten Gebiet (Toulouse, Montauban) einige hohe Würdenträger ihre Stimme erhoben und gegen die unmenschliche Behandlung der Juden und Jüdinnen protestiert und zwar mit dem expliziten Hinweis, dass Juden „unsere Brüder“ sind. Nicht vergessen darf auch werden, dass Frankreich fast ein ganzes Jahr vor Kriegsende befreit wurde. Breiter Raum wird im Buch der Frage gewidmet: Was hat das Vichy-Regime über das Schicksal der deportierten Juden gewusst? Es wird klar, dass es nichts darüber wissen wollte. □





TERROR IN FRANKREICH

KARL PFEIFER

Der Arabist Gilles Kepel ist Professor an der Pariser Elite-Uni *Sciences Po*. Er setzt sich seit Jahrzehnten mit dem politischen Islam und dem radikalen Islamismus auseinander und hat auch über die Lage der französischen Vorstädte publiziert. In seinem letzten Werk *Terreur dans l'Hexagon* zeigt er, wie es 2015 zu einer bisher beispiellosen Terrorwelle in Frankreich kommen konnte und wie sich der Dschihad im 21. Jahrhundert entfaltet.

2005 publizierte Abu Musab Al-Suri im Internet seinen 1600 Seiten umfassenden Appell an einen „weltweiten islamischen Widerstand“, eine Mixtur zwischen einer militanten Enzyklopädie und Anleitung zum Dschihad. Der vierzigjährige Ingenieur Suri, kritisierte die Schwäche der von Osama Bin Laden angeführten Al-Kaida, deren Infrastruktur nach 9/11 von den USA zerschlagen wurde. Er schlug vor, einen Bürgerkrieg in Europa auszulösen, der sich auf Teile der muslimischen Jugend, die schlecht integriert ist, stützen sollte. Diese Jugendliche sollten indoktriniert und am Schlachtfeld militärisch ausgebildet werden, und zwar so, dass der Feind es vorher gar nicht bemerken können sollte. Suri resümierte: „Nizam, la tanzim“ (Ein System, keine Organisation).

Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion begannen die französischen Geheimdienste, Arabisten zu rekrutieren, die an französischen Universitäten ausgebildet worden sind sowie Kenner islamistischer Netzwerke waren. Den französischen Behörden gelang es in der Folge terroristische Gruppen zu zerschlagen und es kam in Frankreich bis 2012 zu keinen Terroranschlägen. Obwohl die französischen Behörden seit Anfang des 21. Jahrhunderts mehrfach über islamistische Radikalisierung in den Gefängnissen gewarnt wurden, zeigte der Staat sich unfähig, darauf zu reagieren. Für diese Blindheit sollte er im zweiten Jahrzehnt einen hohen Preis bezahlen.

Mohamed Merah, ein im Gefängnis radikalisierter Kleinkrimineller, ermordete im März 2012 in Toulouse jüdische Kinder und in Montauban „abtrünnige“ muslimische Soldaten. Anfang 2015 wurden in Paris als „islamophob“ stigmatisierte Journalisten (Charlie Hebdo), Polizisten und Juden in einem koscheren Supermarkt von Dschihadisten ermordet. Schlussendlich kam es im November 2015 zum wahllosen Mord an Menschen.

Wieso kam es zu dieser Steigerung? Der Islamische Staat (IS) glaubt, diese könnte zu einer „Verwilderung“ der „Ungläubigen“ und zu einem Bürgerkrieg in Europa führen, d.h. er projiziert seine eigene grausame Ideologie auf die europäischen Gesellschaften, die sich an den europäischen

Muslimen rächen würden. Diese apokalyptischen Wahnphantasien des IS gehen davon aus, dass ihm gelingen könnte, viele Muslime, die sich als Opfer einer „Islamophobie“ fühlen, zu mobilisieren. Doch schon die Massendemonstrationen des 11. Januar 2015 haben gezeigt, dass die französische Nation sich nicht in eine von IS herbeigewünschte Falle der Selbstvernichtung locken lassen wird.

Die Mörder waren in der Regel keine arbeitslosen, armen Jugendliche, auch wenn die meisten zuvor als Einbrecher und Gewalttäter den Behörden bekannt waren. Sie wurden fast ausnahmslos in den Gefängnissen der französischen Republik radikalisiert.

Die 2008 begonnene Wirtschaftskrise führte auch zu einer Diskussion über die französische Identität und es entstand auch eine islamische Lobby. Die große Mehrheit der islamischen Wähler stimmte 2012 für François Hollande. Diese Wahlen fanden nach dem von Merah begangenen Massaker statt. Doch es kam auch trotz einer sozialistischen Mehrheit im Parlament nicht zu einer Versöhnung und der islamistische Terror etablierte sich in Frankreich und im benachbarten Belgien.

Am 24. Mai 2014 erschoss Mehdi Nemmouche im jüdischen Museum Brüssel kaltblütig mit einer Kalaschnikow vier Menschen. Nemmouche stammt nicht nur aus einer Harki-Familie (muslimische Kollaborateure mit Frankreich im Algerienkrieg), sondern ist auch ein uneheliches Kind, was in der Parallelgesellschaft zur Stigmatisierung führt. Mit sieben Vorstrafen – die meisten wegen Einbruchs – fiel er im Gefängnis als radikaler Islamist wegen seiner außerordentlichen Aggressivität gegenüber den Wärtern auf. Er gelangte nach seiner Entlassung nach Syrien, wo er sich dem IS anschloss. Nemmouche kehrte nach mehr als einem Jahr im März 2014 nach Frankreich zurück, mit der Absicht in Brüssel, ein Blutbad anzurichten. Der Hassprediger Tariq Ramadan merkte bereits drei Tage nach dem Anschlag auf seiner Facebook-Site an: „Zwei der als Opfer bezeichneten Touristen arbeiteten für israelische Geheimdienste“ und implizierte damit, wie es Islamisten so oft und gerne tun, eine antiislamische Verschwörung. Nemmouche, war kein „einsamer Wolf“ wie damals Islamismus-Apologeten behaupteten. Er hatte in Syrien die Rolle gewechselt und arbeitete im Keller eines alten aufgelassenen Spitals in Aleppo als Gefängniswärter, wie der französische Journalist Nicolas Hénin berichtete und der als Geisel von

Nemmouche bewacht worden war. Der Neo-Salafist pflegte französische Lieder zu trällern, während er syrische Gefangene folterte.

Nemmouche setzte sich, ein paar Tage nach dem von ihm begangenen Mord, in einen Bus, der von Amsterdam nach Marseille fuhr. Die französischen Gendarmen durchsuchten regelmäßig diesen Bus, weil Passagiere manchmal Cannabis schmuggelten und fanden am 30. Mai 2014 Mehdi Nemmouche und seine Kalaschnikow, mit der er vier Menschen getötet hatte. Nach der Erklärung des IS zum Kalifat am 29. Juni 2014 wurde der GAZAKONFLIKT im Sommer von verschiedenen politischen Kräften dazu benützt, um schon bestehende Konflikte zu verschärfen.

In den Jahren nach 2000 war die „Solidarität mit Palästina“ und insbesondere mit der Hamas, der von den Islamisten herbeigesehnte Anlass, um die soziale Frustration der muslimischen Vorstadtjugend auf die Juden zu lenken. Die meisten französischen Medien heizten 2014, mit selektiven, emotionsgeladenen Berichten aus Gaza, die Stimmung an.

Am Vorabend des Nationalfeiertags, am 13. Juli 2014, marschierten islamistische Gruppen gemeinsam mit antisemitischen, identitären rechtsextremistischen Gruppen. Skandiert wurden u.a. „Tod den Juden“, „Tod Israel“ und im palästinensischen Fahnenmeer fielen die schwarzen IS Fahnen auf. Es demonstrierten auch die Anhänger des mehrfach verurteilten antisemitischen Komikers Dieudonné (M'bala M'bala). Dieudonné steht in Verbindung zum Rechtsextremisten Jean-Marie Le Pen – dieser alte Antisemit beklagt ebenfalls das von den palästinensischen Zivilisten erlittene Martyrium. Nachdem Demonstranten Pariser Synagogen mit dem Schlachtruf „Tod den Juden“ angriffen, wurden weitere Demonstrationen von den Behörden verboten. Doch am 19. Juli kam es trotzdem zu Demonstrationen im Barbès Viertel in Paris, wo der Pöbel brandschatzte und plünderte, sowie in der nahen Stadt Sarcelles, in der es eine große jüdische und eine muslimische Gemeinde gibt. Um ein Ungleichgewicht zwischen den beiden auszugleichen, wurden chaldäische Christen aus der Türkei und aus dem Irak in Sarcelles und Umgebung angesiedelt. Hier begann die Demonstration gegen den angeblichen zu großen Einfluss der Juden auf die Stadtverwaltung. Als die Ordnungskräfte den Weg zu den Synagogen abriegelten, skandierten die wütende Meute „Allahu Akhbar“ und begann – als vermeintlichen Akt der Solidarität mit den Palästinensern – die jüdischen und christlichen Geschäfte zu plündern. □

Die Mörder waren in der Regel keine arbeitslosen, armen Jugendliche, auch wenn die meisten zuvor als Einbrecher und Gewalttäter den Behörden bekannt waren. Sie wurden fast ausnahmslos in den Gefängnissen der französischen Republik radikalisiert.

HÄTTE DER KRIEG IM NAHEN OSTEN VERHINDERT WERDEN KÖNNEN?

In einem Beitrag für die *Jewish Political Studies Review* bin ich als Politikwissenschaftler der Frage nachgegangen, ob der Krieg zwischen Arabern und Juden in Folge des UN-Teilungsbeschlusses von 1947, bzw. der israelischen Staatsgründung in 1948 unvermeidlich war. Ich komme zum Schluss, dass der Krieg hauptsächlich ein Nachbeben des Krieges der Nazis gegen die Juden war, bedingt durch die antisemitische und antizionistische Propaganda, welche die politische Kultur der arabischen Welt nach der Niederlage Nazideutschlands weiterhin dominiert.

MATTHIAS KÜNTZEL



Hajj Amin al-Husseini, Mufti von Jerusalem

Doch die wichtigste Verbindung zwischen den Nazis und dem späteren Krieg gegen Israel war der Mufti selbst, der nach seiner Rückkehr aus französischer Haft in seinem Buch *Fakten oder Wahrheiten zum palästinensischen Problem* festhielt, dass „unser Kampf mit dem Weltjudentum ... eine Frage von Leben und Tod ist.“

Am 29. November 1947 stimmten zwei Drittel der UN-Mitglieder zugunsten der Generalversammlungsresolution 181, die eine Teilung des Mandatsgebiets Palästina postulierte. Am nächsten Tag wurden acht Juden bei drei Angriffen palästinensischer Araber ermordet. Der arabische Krieg zur Verhinderung der Teilung des Gebietes hatte begonnen. Wurde dieser ursprünglich von irregulären arabischen Einheiten geführt, so änderte sich dies am 14. Mai 1948, als Syrien, Libanon, Jordanien und Ägypten in Israel einmarschierten – Stunden danach, nachdem es seine Unabhängigkeit erklärt hatte.

Die arabische Welt lehnte den Teilungsplan einheitlich und kategorisch ab. Viele Araber fühlten sich nach dem Ersten Weltkrieg betrogen durch das geheime Sykes-Picot-Abkommen von 1916, welches den Nahen Osten zwischen französischen und englischen Einflussphären aufteilte – früheren Unabhängigkeitsversprechungen Londons gegenüber den Arabern zum Trotz. Gemäß dem *Middle East Journal* wurde „Palästina zum Test für die Unabhängigkeit der Araber“ – die Akzeptanz eines jüdischen Staates hätte eine Wiederholung der Niederlage nach dem Ersten Weltkrieg bedeutet.

Wesentlich umstrittener war jedoch die Frage, ob die Zweistaatenlösung militärisch verhindert werden sollte. Die meisten Araber im Mandatsgebiet waren 1947 gegen Krieg und noch im Dezem-

ber desselben Jahres, schlossen sowohl Ägypten als auch Saudi-Arabien und die Arabische Liga eine Intervention, im Bewusstsein der internationalen Unterstützung für den Teilungsplan, dagegen aus.

Neben politischen Überlegungen spielten auch persönliche Motive eine Rolle. Viele arabischen Anführer wie König Abdullah von Transjordanien oder Abd al-Rahman Azzam, der Generalsekretär der Arabischen Liga, erklärten privat, dass eine Teilung des Mandatsgebietes die einzige Lösung sei. Angesichts dieser Positionen stellt sich die Frage, weshalb es dennoch zum Krieg kam.

Die Antwort findet sich meines Erachtens bei Haj Amin al-Husseini, dem Mufti von Jerusalem, und dessen Zusammenarbeit mit Nazideutschland. Im Jahre 1944, als die kommende Niederlage Deutschlands immer offensichtlicher wurde, setzten sich die Nazis mit der Periode nach dem Ende des Krieges auseinander. Während Europa in Ruinen lag, gab es unter ihnen noch immer den

Willen, die Gründung eines jüdischen Staates zu verhindern, selbst nachdem Deutschland besiegt würde.

In seinen Memoiren hält der Mufti fest, wie „Deutschland zustimmte, uns [die palästinensischen Araber] mit Waffen für die kommenden Aufgaben zu beliefern und ein großes Lager mit leichten Waffen für Guerillaoperationen anlegte.“ Zudem stellten die Nazis dem Mufti vier Flugzeuge zum Transport von Kriegsmaterial nach Palästina zur Verfügung, unter anderem zehntausende Gewehre, Maschinengewehre, sowie große Mengen an Munition.

Neben materiellen gab es aber auch personelle Verbindungen. Einer der Kommandeure der Jihad-Armee des Mufti, Hassan Salama, hatte zuvor in der Waffen-SS gedient. Fazi al-Qawuqji, der Anführer der Arabischen Befreiungsarmee, die durch die Arabische Liga aufgestellt worden war, war als Offizier für die Wehrmacht tätig gewesen. In den Reihen der Befreiungsarmee kämpften zahlreiche bosnische, albanische und kroatische Wehrmachtveteranen.

Doch die wichtigste Verbindung zwischen den Nazis und dem späteren Krieg gegen Israel war der Mufti selbst, der nach seiner Rückkehr aus französischer Haft in seinem Buch *Fakten oder Wahrheiten zum palästinensischen Problem* festhielt, dass „unser Kampf mit dem Weltjudentum ... eine Frage von Leben und Tod ist“. Zuvor hatte er in weiser Voraussicht große Teile seiner finanziellen Unterstützung durch die Nazis von Deutschland in die Schweiz und in den Irak transferiert.

Obwohl viele Palästinenser, sowie arabische Politiker, den Mufti nicht leiden konnten, gelang es ihm, nichtsdestotrotz, zum Anführer der palästinensischen Araber aufzusteigen. Dies lag vor allem am Druck durch die arabische Straße, die ihn als charismatischen Anführer betrachtete. Zudem hatte er die Unterstützung der ägyptischen Muslimbruderschaft, der mächtigsten Organi-

sation in Ägypten, die in 1930er Jahren aufgrund ihrer antisemitischen Ausrichtung finanzielle Unterstützung von Nazideutschland erhalten hatte. Die Pro-Mufti-Kampagne der Muslimbruderschaft und die Gefahr von Ausschreitungen veranlasste die von Ägypten dominierte Arabische

Die paranoide Vorstellung, dass einige Tausend Zionisten in Großbritannien und in den USA gemeinsam mit der jüdischen Gemeinschaft in Palästina eine Bedrohung für die gesamte arabische Welt darstellen würde, hatte nichts gemein mit der Realität, sondern war viel mehr das Resultat jahrelanger Nazi-Propaganda.

Liga, den Mufti zum Anführer der Palästinenser zu ernennen.

Ebenso war es der Druck durch die Muslimbruderschaft, der zur Entsendung regulärer ägyptischer Truppen für den Krieg gegen den neugegründeten Staat Israel führte. Zugleich hatte sie bereits zuvor Gerüchte über zionistische Gräueltaten gegen Araber in Palästina verbreitet und damit die arabische Feindseligkeit gegen die Juden im Mandatsgebiet weiter aufgewiegelt.

Diese Feindseligkeit beruhte zu einem großen Teil auf der antisemitischen Propaganda der Nazis, die in den arabischen Ländern einen fruchtbaren Boden gefunden hatte. Von April 1939 bis April 1945 hatten arabische Radioübertragungen aus Berlin ihre Zuhörer konstant aufgefordert, die Errichtung eines jüdischen Staates zu verhindern und die Juden in Palästina auszurotten. Diese Ansicht wurde selbst von arabischen Politikern geteilt, so etwa vom ehemaligen Ministerpräsident Ägyptens, Ali Mahir, der 1946 festhielt, dass die „arabische Ablehnung des Zionismus das Produkt von Nazi-Propaganda im arabischen Osten und Großbritanniens verworrenen Politik war“.

Mit der drohenden Niederlage Nazideutschlands wurde die anti-jüdische Propaganda noch aggressiver und führte zu einer immer stärkeren

Dämonisierung des Zionismus unter Arabern. Zahlreiche arabische Anführer aus dem Libanon, Irak oder Ägypten bezeichneten den Zionismus wahlweise als „ernsthafte Bedrohung des Friedens“, „größte Tragödie des 20. Jahrhunderts“ oder „Krebs im arabischen Körper.“ Die paranoide Vorstellung, dass einige Tausend Zionisten in Großbritannien und in den USA gemeinsam mit der jüdischen Gemeinschaft in Palästina eine Bedrohung für die gesamte arabische Welt darstellen würde, hatte nichts

gemein mit der Realität, sondern war viel mehr das Resultat jahrelanger Nazi-Propaganda.

Doch die Arabische Liga beließ es nicht allein bei solchen Aussagen. Stattdessen verbot sie palästinensischen Juden die Einreise in arabische Länder und kündigte einen totalen

Handelsboykott gegen Juden an. Die Muslimbruderschaft in Ägypten ging noch weiter und organisierte Demonstrationen, die zu Ausschreitungen und Attacken gegen jüdische Geschäfte und Synagogen führte. Sechs Personen, fünf davon Juden, starben und hunderte weitere wurden verletzt.

Die Niederlage der Araber im Dezember 1948 bedeutete das Ende von Amin al-Husseini als Mufti und Anführer der palästinensischen Araber. Zeitgleich löste die ägyptische Regierung die Muslimbruderschafts-Sektionen in Palästina auf

und verbot die Organisation in Ägypten. Hätte die ägyptische Regierung dies bereits 1945 getan, wäre die Pro-Mufti-Kampagne nie angelaufen und die ägyptischen Behörden wären unter weniger Druck gestanden, den Mufti zum Führer der palästinensischen Araber zu ernennen. Weder die Bruderschaft noch der Mufti wäre in der Position gewesen, die Stimmung durch anti-jüdische Angriffe in Palästina anzustacheln, und Ägypten hätte an seiner Ablehnung des Krieges festgehalten. Eine Teilung des Mandatsgebiets wäre dadurch im Bereich des Möglichen gelegen.

Stattdessen nahm die Geschichte einen anderen Lauf. Der Mufti distanzierte sich nie von den Nazis und berichtet noch 1954 stolz, wie „Hitler den Kampf der palästinensischen Araber bewunderte“. Und auch die Muslimbruderschaft distanzierte sich nie vom Mufti und dessen Allianz mit Hitler. Dies führte in letzter Konsequenz dazu, dass „gewisse arabische Länder seit 1945 die einzigen Orte auf der Erde sind, in denen Antisemitismus in der Tradition der Nazis öffentlich und offiziell gutgeheißen und propagiert wird“, wie Bernard Lewis schreibt.

Der Krieg zwischen Arabern und Juden war nicht unvermeidlich gewesen. Er fand statt, weil Nazi-Propaganda die politische Kultur der arabischen Welt nach der Niederlage Deutschlands weiter dominierte und damit jeglichen Widerstand gegen die antisemitische Politik des Muftis und der Muslimbruderschaft verhinderte. Insofern war der Krieg 1947/48 ein Nachbeben des Krieges der Nazis gegen die Juden. Der Nahe Osten hat sich davon bis heute nicht erholt. □

Die Pro-Mufti-Kampagne der Muslimbruderschaft und die Gefahr von Ausschreitungen veranlasste die von Ägypten dominierte Arabische Liga, den Mufti zum Anführer der Palästinenser zu ernennen.

ISLAM UND MUSLIME IN ISRAEL

Zum Ramadan hat das Außenministerium Zahlen zur muslimischen Bevölkerung in Israel zusammengestellt.

Bereits in der Unabhängigkeitserklärung von 1948 heißt es: Der Staat Israel „wird all seinen Bürgern ohne Unterschied von Religion, Rasse und Geschlecht, soziale und politische Gleichberechtigung verbürgen. Er wird Glaubens- und Gewissensfreiheit, Freiheit der Sprache, Erziehung und Kultur gewährleisten, die Heiligen Stätten unter seinen Schutz nehmen [...]“

- Israel ist heute die Heimat von etwa 1.454.000 Muslimen, die alle staatsbürgerlichen Rechte genießen.

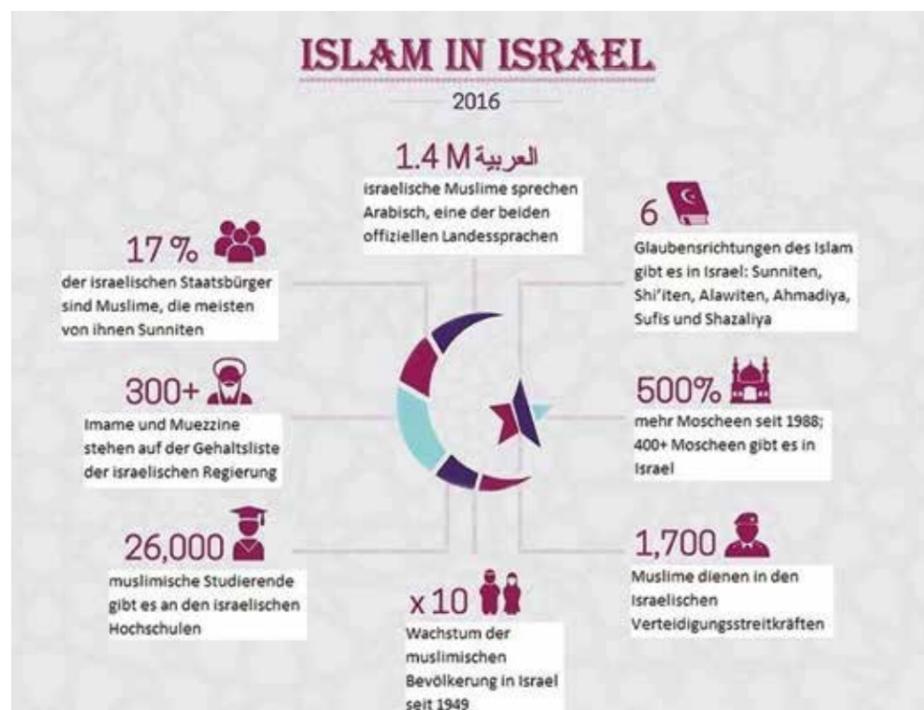
- Hebräisch und Arabisch sind die offiziellen Sprachen des Staates Israel.

- Die meisten arabischen Bürger Israels sind Muslime, vor allem Sunniten. Angehörige anderer Glaubensrichtungen sind Schiiten, Alawiten, Ahmadiyya, Sufis und Shzaliyya. Der Islam ist die zweitgrößte Religion in Israel nach dem Judentum.

- Juden machen etwa 75,4% der Bevölkerung aus, Muslime 16,9%, Christen 2,1%, Drusen 1,7%. Die übrigen knapp vier Prozent haben gar kein oder ein anderes religiöses Bekenntnis, dazu gehören etwa die in Israel lebenden Bahai.

- Die muslimische Bevölkerung in Israel hat sich seit Staatsgründung nahezu verzehnfacht; 1948 waren es 156.000 Muslime, heute sind es 1.454.000.

- Es gibt mehr als 400 Moscheen in Israel, 73 davon befinden sich in Jerusalem. Die Zahl der Moscheen in Israel hat sich seit 1988 etwa verfünffacht, damals gab es nur etwa 80 Moscheen.



- Etwa 300 Imame und Muezzine erhalten ihre Gehälter von der israelischen Regierung. Israel stellt die Korane zur Verfügung, die in Moscheen verwendet werden und finanziert arabische Schulen und viele islamische Schulen und Colleges. Solche Schulen unterrichten Islamstudien und Arabisch ebenso, wie das allgemeine Curriculum des israelischen Erziehungsministeriums.

- Im Jahr 2015 hat die israelische Regierung ein Budget von 10-15 Millionen Shekel (etwa 2,29 – 3,34 Millionen Euro) für einen Fünfjahresplan zur Entwicklung des arabischen Sektors in Israel bewilligt.

- Innerhalb der muslimischen Gemeinschaft werden Heirat und Scheidung nach

islamischem Recht geregelt. Acht regionale islamische Gerichte und ein nationales Berufungsgericht sind in Israel unter der Aufsicht des Justizministeriums tätig.

- Muslime sind sehr aktiv an den israelischen Hochschulen, es gibt etwa 26.000 muslimische Hochschulstudierende. 2014 waren etwa 21% der B.A.-Studierenden am renommierten Haifaer *Technion* Araber, dies entspricht in etwa dem arabischen Bevölkerungsanteil. Noch 2001 waren es lediglich 11%.

- Einige Muslime dienen auch in den israelischen Verteidigungstreitkräften; 2015 waren es ca. 1.700, die meisten von ihnen Beduinen.

- Mit 69% lebt der überwiegende Teil der Muslime im Norden des Landes – in Galiläa und Haifa. Etwa 20% leben in und um Jerusalem, und 11% der israelischen Muslime sind Beduinen, die vor allem im Süden, im Negev und in der Region um Beer Sheva leben.

- Jedes Jahr schmückt die Jerusalemer Stadtverwaltung die Straßen der Stadt während des Ramadans und veranstaltet Dutzende Events für die Öffentlichkeit.

- Die Stadtverwaltung lässt überdies während des Ramadans jeden Tag jeweils zu Sonnenaufgang und Sonnenuntergang einen Schuss aus einer historischen Kanone abfeuern, um Beginn und Ende des Fastens anzukündigen.

- Muslimische Arbeitnehmer können während des Ramadans frei nehmen, die Arbeitsbedingungen sind an ihre Bedürfnisse während des Fastens angepasst. Die israelischen Verteidigungstreitkräfte nehmen ebenfalls bei Manövern während des Ramadans auf muslimische Soldaten Rücksicht.

- Das Museum für Islamische Kunst in Jerusalem verfügt über eine der beeindruckenden Sammlungen islamischer Kunst weltweit; das Museum auf dem Tempelberg in der Altstadt von Jerusalem hat 600 Exemplare des Koran aus verschiedenen Perioden.

- Die Dachorganisation Interreligiöser Koordinationsrat in Israel (ICCI) bietet seit beinahe drei Jahrzehnten Programme an, die Dialog, Bildung und gegenseitiges Verständnis zwischen den Mitgliedern der verschiedenen Religionsgemeinschaften in Israel fördern sollen. Mehr als 70 muslimische, christliche und jüdische Institutionen, darunter jüdisch-arabische Organisationen, Universitäten und Museen bilden diesen Rat. □



Foto: Slobodan Ciric

VON EINER DEUTSCHEN SIEDLUNG ZU EINEM PULSIERENDEN VIERTEL SARONA IM HERZEN TEL AVIVS

PETRA M. SPRINGER

Tel Aviv ist vor allem bekannt für die im Bauhaus- und Internationalem Stil errichteten Häuser und wird deswegen auch Weiße Stadt genannt. Diese Gebäude befinden sich vor allem in der Gegend um den Rothschild Boulevard, der Dizengoff, Frishman und Allenby Straße. Sie stehen in starkem Kontrast zu den modernen Bürotürmen mit Hightechfassaden, die heute gebaut werden. Außerhalb dieser Gegend verändert sich sofort der architektonische Eindruck.

Im Viertel Sarona gibt es zwar auch Hochhäuser, der Stadtteil kann aber als eine Art Dorf in der Metropole gesehen werden. Seine Wohnhäuser waren Ende des 19. Jahrhunderts erbaut worden. Charakteristisch für diese ein- bis zweistöckigen Familienhäuser mit den hölzernen Fensterläden sind die roten Giebdächer, die damals einen starken Gegensatz zu den dort verbreiteten Flachdächern bildeten. Bauweise als auch die Materialien, die eingesetzt wurden, waren für diese Gegend neu. Carl Wieland gründete die erste Zementfabrik des Orients und lieferte erstmals Fertigbauteile aus Beton. Am ehesten vergleichbar sind die Häuser mit jenen in Neve Zedek, dem ersten jüdischen Viertel in Tel Aviv. Es war 1887 von Siedlern aus dem von Menschen überbordeten Jaffa gegründet worden.

1871 hatten Templer, die aus der Gegend des heutigen Baden-Württemberg kamen, Grundstücke erworben und 1872 mit dem Bau der Kolonie Sarona begonnen. Sie legten mit Eukalyptusbäumen, die teilweise noch heute stehen, Sümpfe trocken und kämpften gegen die weit verbreitete Malaria. Sarona war drei Generationen lang eine blühende Siedlung, die einen Modernisierungsschub ins damalige Osmanische Reich brachte: aufgrund der Architektur, der Landwirtschaft als auch des Verkehrswesens. Die Templer bauten z. B. eine

Straße von Haifa nach Nazareth und schufen einen Kutschendienst für Pilger oder eine Eisenbahn von Haifa nach Dar'a. Sie bauten Wein an, es gab Brennereien, eine Sektfabrik, etc.

Die zweite Generation jener Templer orientierte sich wiederum eher an Werten der protestantischen Kirche und sahen sich als stramme Deutsche. In den 1930er Jahren wandten sich viele dem Nationalsozialismus zu und waren Anhänger Adolf Hitlers. Das zeigte sich auch an Wandbemalungen, die neben Rosen, Löwen oder Spiralen auch Hakenkreuze abbildeten. Diese, zum Teil der NSDAP angehörigen Templer, wurden von den Briten aus dem Mandatsgebiet Palästina ausgewiesen und 1941 nach Australien, in das Lager Tatura in Victoria, gebracht. 1948 verließen die letzten Templer Palästina an Bord des Dampfschiffs Empire Comfort in Richtung Zypern. Israel hat ihnen später Entschädigungen gezahlt.

Zunächst wurde Sarona zu einer britischen Armeebasis umfunktioniert, anschließend waren Ministerien dort untergebracht, sowie von 1948 bis 1955 das israelische Parlament – bis zum Umzug nach Jerusalem. Um die Vergangenheit mit negativen Erinnerungen möglichst auszulöschen, wurde das Viertel von Sarona in HaKirya umbenannt. Es gab einen jahrelangen Kampf mit der Stadtregierung, den alten Namen wieder zurück zu erlangen. Der größte Teil der ehemaligen Tempplersiedlung lag über Jahrzehnte im eingezäunten Sperrgebiet des Verteidigungsministeriums bzw. des Militärs.

Nach Plänen des Abrisses der Gebäude wurden in den 2000er Jahren – auf Initiative des Restaurators Schai Farkasch – von der Gesellschaft zur Erhaltung des israelischen Kulturerbes, ein Teil der Siedlung unter Denkmalschutz gestellt. Die Stadtverwaltung von Tel Aviv hat Millionen investiert, um den Häusern

ihren ursprünglichen Charme zurückzugeben. Die Restauratoren hielten sich an genau festgelegte Auflagen, welche die Wiederherstellung des Originalcharakters forderten. Nach dem Vorbild von HaTachana, dem historischen Bahnhof Tel Avivs, entstanden in den Gebäuden Gewerbeflächen für exklusive Läden und Gastronomie.

Renoviert wurde u. a. die alte Kegelbahn, der Biergarten und die *Deutsche Weinbauernossenschaft*, oder das Haus von Pauline und Johannes Laemmle. Laemmle war Garten- und Landschaftsarchitekt und Mitbegründer der Kolonie.

Fünf Häuser wurden um 20 Meter verschoben, um den Gehsteig zu erweitern. In der Blütezeit standen dort rund 100 Häuser.

Das heutige restaurierte architektonische Juwel im Herzen Tel Avivs besteht aus 37 historischen Häusern. 13 Gebäude befinden sich leider noch hinter dem Zaun im militärischen Sperrgebiet und werden hoffentlich auch bald fachgerecht wiederhergestellt. Auch in Haifa, Jaffa und Jerusalem existieren noch Überreste aus der Zeit der deutschen Templer in Palästina, die jetzt, vorbildlich restauriert, zu besichtigen sind. Heute ist Sarona ein malerisches Viertel mit neuer Infrastruktur, eine grüne Erholungszone mit dem Sarona-Markt, Restaurants, Cafés und Boutiquen. Es finden dort Festivals, Straßentheater, Open Air Film-s Screenings, Kunstmes sen und vieles mehr statt und ist somit auch ein pulsierender Teil Tel Avivs. □

In den 1930er Jahren wandten sich viele Templer dem Nationalsozialismus zu und waren Anhänger Adolf Hitlers.

POLIZIST BEHERBERGTE TERRORIST

Mit Verspätung werden unglaubliche Geschichten über den Anschlag in Tel Aviv vom 8. Juni 2016 bekannt.

Der unverletzte Terrorist vom Anschlag in Tel Aviv mischte sich unter die fliehenden Israelis aus dem Max Brenner-Restaurant und suchte in einem Wohnhaus Zuflucht. Das berichtete der israelische Rundfunk.

Ein Polizist entdeckte den Mann, wie er vor seinem Haus Passanten um ein Glas Wasser bat. Der Polizist war nicht im Dienst, hatte aber die Schießerei gehört. Er dachte, dass es sich um eines der Opfer handelte und lud den Mann in seine Wohnung. Er bot ihm zur Beruhigung ein Glas Wasser. Um seinen Kollegen zu helfen, verließ er erneut seine Wohnung, während er den Fremden bei seiner Frau und Kindern im Salon zurückließ.

Auf dem Weg nach unten stürmte ihm ein Polizistenkollege mit gezückter Pistole entgegen. Er war einer jener Polizisten, die

den Terroristen vor der Cinemathek angeschossen und überwältigt hatten. Gemeinsam betraten sie die Wohnung, wo der heraufstürmende Polizist bemerkte, dass der „Gast“ genauso gekleidet war, wie der andere Terrorist, den er gerade überwältigt hatte.

Aufnahmen einer Sicherheitskamera im Max Brenner-Restaurant, wo die beiden Terroristen um sich geschossen hatten zeigen, dass beide Schützen schwarze, maßgeschneiderte Anzüge trugen, weiße Hemden und hellblaue Schlipse.

Es stellte sich heraus, dass der Gast in der Wohnung des Polizisten kein „Opfer“ des Anschlags war, sondern einer der beiden Täter. Gemeinsam fesselten sie den Gast mit Handschellen.

Wenig später konnte der 21 Jahre alte Mann aus dem Dorf Jatta bei Hebron abgeführt und in das Schikma-Gefängnis gebracht werden. □

Ulrich W. Sham

SPEKTAKULÄRER FUND VOR DEM HAFEN VON CAESAREA

Zwei Taucher haben vor Pessach im Hafen von Caesarea einen spektakulären Fund gemacht: Sie entdeckten die Ladung eines antiken Schiffswracks, das wohl während der spätrömischen Ära vor etwa 1.600 Jahren gesunken ist. Sobald sie aufgetaucht waren, informierten die beiden Taucher Ran Feinstein und Ofer Ra'anana aus Ra'anana die Israelische Antikenbehörde und berichteten von ihrem Fund.

Ein gemeinsamer Tauchgang mit Archäologen von der Antikenbehörde zeigte, dass durch einen Sandrutsch ein Schiff freigelegt worden war: Sie fanden Anker aus Eisen und Holz, sowie Überreste dessen, was zum Bau und zum Betrieb des Segelschiffs benötigt wurde. Unterwasser-Ausgrabungen während der vergangenen Wochen brachten dann verschiedene Teile der Ladung des antiken Handelsschiffs zutage, darunter Statuen und tausende Münzen.

Es handelt sich um den größten maritimen Fund in den vergangenen dreißig Jahren. Die beiden Taucher werden mit einer Anerkennungsmedaille der Antikenbehörde ausgezeichnet.

Viele der Artefakte sind aus Bronze und außergewöhnlich gut erhalten. Darunter sind etwa eine Bronzelampe mit dem Bildnis des



Sonnengottes Sol, eine Figur der Mondgöttin Luna, eine Lampe mit dem Bild des Kopfes eines afrikanischen Sklaven, Fragmente dreier lebensgroßer Statuen, Objekte in Tiergestalt, wie z.B. ein Wal und ein Bronzewasserhahn in der Form eines Wildschweins mit einem Schwanz auf dem Kopf. Des Weiteren wurden Bruchstücke großer Gefäße gefunden, die genutzt wurden, um Trinkwasser für die Besatzung zu transportieren. Eine der größten

Überraschungen war die Entdeckung zweier, insgesamt 20 Kilo schwerer metallischer Klumpen aus tausenden Münzen, welche die Form der Tongefäße angenommen hatten, in denen sie transportiert worden waren.

Jacob Sharvit, Leiter der Einheit für Meeresarchäologie bei der Antikenbehörde und sein Stellvertreter Dror Planer erklären: „Es handelt sich um sehr aufregende Funde, die, abgesehen von ihrer außerordentlichen Schön-

heit, auch historisch signifikant sind. Die Lage und Verteilung der antiken Funde auf dem Meeresgrund legen nahe, dass ein großes Handelsschiff mit einer Ladung von Metall, das eingeschmolzen werden sollte, an der Ausfahrt zum Hafen in einen Sturm geriet und abdriftete, bis es an den Felsen zerschellte.“

Eine erste Untersuchung der Eisenanker zeigt, dass versucht wurde, das Abdriften des Schiffes durch Setzen der Anker zu verhindern, diese aber zerbrachen. Sharvit und Planer betonen: „Einen solchen Unterwasser-Fund hat es in Israel in den vergangenen dreißig Jahren nicht gegeben. Statuen aus Metall sind seltene archäologische Funde, weil sie immer eingeschmolzen wurden. Wenn wir Bronze-Artefakte finden, geschieht dies in der Regel unter Wasser. Da diese Statuen gemeinsam mit dem Schiff gesunken sind, wurden sie vor dem Einschmelzen ‚gerettet‘.“

Sharvit und Planer fügen hinzu: „Bei den vielen Unterwasser-Ausgrabungen, die in Caesarea durchgeführt wurden, wurden nur sehr wenige Bronzestatuen gefunden, während bei dem jetzigen Fund eine große Anzahl spektakulärer Statuen gefunden wurde, die sich in der Stadt befunden hatten, und auf dem Seeweg abtransportiert werden sollten. Der Sand hat sie geschützt; daher befinden sie sich in einem großartigen Zustand – obwohl sie bereits vor 1.600 Jahren gegossen wurden.“

Die gefundenen Münzen tragen die Konterfeis von Konstantin dem Großen und Licinius, die römischen Eroberer, die im 4. Jahrhundert n.d.Z. regierten.

Licinius war ein Rivale Konstantins, bis er von diesem besiegt wurde. □



RETTET DIE ROLLEN

Die Israelische Antikenbehörde hat in Kooperation mit dem *Kulturerbe-Projekt* im Jerusalem-Ministerium und mit Kulturministerin Miri Regev einen nationalen Plan für umfangreiche Ausgrabungen in der Judäischen Wüste entwickelt, der die Höhlen retten soll, in denen die sogenannten Qumran-Rollen entdeckt wurden.

Der Generaldirektor der Antikenbehörde, Israel Hasson, erklärte: „Seit Jahren werden unsere wichtigsten kulturellen Güter in den Höhlen in der Judäischen Wüste aus Habgier illegal ausgegraben und geplündert. Das Ziel des nationalen Plans, den wir vorstellen, ist es, ein für alle Mal alle Rollen zu finden und auszugraben, die noch in den Höhlen sind, und sie dadurch zu retten und durch den Staat zu konservieren.“

Die Antikenbehörde hat in einem ersten Schritt in Nachal Ze'elim Ausgrabungen begonnen und sucht dort nach verbliebenen Schriftrollen.

Inspektoren der Antikenbehörde versuchen seit Jahren, Plünderungen in den Höhlen zu verhindern und sind dabei auch immer wieder erfolgreich: So wurden im November 2014 Plünderer auf frischer Tat ertappt, die gerade dabei waren, wichtige archäologische Artefakte aus der Zeit der Römer vor 2.000 Jahren, sowie aus der neolithischen Periode vor 8.000 Jahren zu entwenden. Die Täter mussten ins Gefängnis und wurden zudem noch zu einer Geld-

strafe von 100.000 Shekel (etwa 26.000 Euro) verurteilt.

2009 war bei einer verdeckten Operation bei einem Treffen mit Antiquitätenhändlern ein Papyrus beschlagnahmt worden, der etwa auf 139 n.d.Z. datiert wird. Der Händler hatte den Papyrus für zwei Millionen Dollar zum Kauf angeboten; dieser stammt wohl ebenfalls aus Nachal Ze'elim.

Trotz dieser Erfolge sei der einzige Weg, die Plünderung der Höhlen wirklich nachhaltig zu bekämpfen, eine vollständige Hebung der darin noch verborgenen Schätze, so Israel Hasson. Daher seien die gegenwärtigen Grabungen mit zahlreichen Experten und etwa 500 Freiwilligen so außerordentlich wichtig.

Es handle sich, so Amir Ganor, der Leiter der Einheit für die Verhinderung von Antiquitätendiebstahl bei der Antiquitätenbehörde, um äußerst komplexe Ausgrabungen in schwierigem Gelände. „Es gibt hunderte von Höhlen in den Klippen in der Region, zu denen der Zugang sowohl gefährlich ist als auch eine große Herausforderung darstellt. In beinahe jeder Höhle, die wir untersucht haben, finden wir Spuren illegaler Interventionen, es bricht einem das Herz“, so Ganor.

Die zwischen 1947 und 1956 entdeckten „Schriftrollen vom Toten Meer“ (Qumran-Rollen) gehören zu den ältesten schriftlichen Zeugnissen des Judentums. □

„EIN ZUVERLÄSSIGER PARTNER IST OFT NÄHER ALS MAN DENKT.“

SEIT 1824 NEHMEN WIR SORGEN AB.

WIENER STÄDTISCHE
VIENNA INSURANCE GROUP

[f/wienerstaedtiche](#)
IHRE SORGEN MÖCHTEN WIR HABEN



REX JUDAEORUM

ZUM 100. TODESTAG EIN ANDERER ASPEKT



RITA KOCH

Die Verfolgung und Ausgrenzung der Juden, die im ersten Jahrhundert des zweiten Jahrtausends unserer Zeitrechnung besonders in Deutschland virulente und mörderische Formen angenommen hatte, als die Mitglieder der Kreuzzüge auf ihrem Weg ins Heilige Land die blühenden jüdischen Gemeinden überfielen und zerstörten, war dies ein epochenmachender Schlag gegen das aschkenasische Judentum. Die Gefahren lauerten im Reich weiter, auch nach etlichen positiven Abschnitten, wie zur Zeit Maximilians I. und besonders in der Zeit seines Enkels, Karl V., der seinen Freund und Vertrauten Rabbi Joseph von Rosheim (1478-1554) zum Gouverneur der Juden im Heiligen Römischen Reich ernannte, um die Juden zu betreuen und vor allem zu schützen. Als freie römische Bürger waren die Juden einst mit Julius Cäsar, ihrem Freund und Förderer, nach Deutschland gezogen. Sie hatten viel erreicht, eine Heimat gewonnen und dann viel verloren.

In Wien, eine seit Jahrhunderten berühmte jüdische Gemeinde im deutschsprachigen Raum, erlitten sie im 15. Jahrhundert eine große Katastrophe: sie wurden bei lebendigem Leib verbrannt, manchen gelang die Flucht. Als sie sich dann hier wieder niederlassen durften und mit Erlaubnis des damaligen Kaisers, Ferdinand II., eine große Gemeinde entlang des Donaukanals etablierten, wurden sie, kaum sesshaft geworden, ausgewiesen, kehrten dann kurz zurück und mussten nach ein paar Jahren die Hauptstadt des Kaiserreichs wieder verlassen. Maria Theresia, sehr katholisch erzogen, mochte die Juden prinzipiell nicht, gab nur wenigen die Wohnurlaubnis in Wien, hatte aber zwei prominente Mitarbeiter jüdischer Herkunft, den portugiesischen Sefarden Marquis de Aguilar und den getauften, aber aus einer bekannten mährischen Rabbinerfamilie stammenden Joseph von Sonnenfels, der ihr den Weg in die Neuzeit öffnete.

Als Kaiser Franz Joseph 1869 Jerusalem besuchte, beteiligte er sich finanziell am Bau der bedeutendsten und prächtigsten Synagoge in der Altstadt und ein Teil des Gotteshauses, das „Tiferet Israel“ genannt wurde, trug den Namen des Kaisers.

Das Zeitalter der Aufklärung begann für die Juden der Monarchie durch den Sohn und Erben des Thrones von Maria Theresia, Joseph II., der 1782 mit einem historischen Edikt, genannt Toleranzpatent, den Juden eine neue Ära schenkte. Demgegenüber hatte Napoleon Bonaparte, als er noch Konsul war, an der demokratischen Verfassung Frankreichs gearbeitet und war dabei, mit diesem Dokument als erste Nation der Welt den Juden dieselben vollen Bürgerrechte zu gewähren, wie jedem anderen Franzosen. Die Last, Jude zu sein und Sonderkriterien zu unterliegen, war somit dort für alle Zeit ausradiert, und bis heute gilt die napoleonische Verfassung von 1804, genannt *Code Napoléon*, für das Judentum als eine Art Heiliges Buch...

Sehr weit entfernt davon war das josephinische Dokument, das den Juden und

Protestanten nur gewährte, eigene Gotteshäuser zu bauen, aber so, dass diese von außen nicht als Tempeln und Kirchen erkannt würden... Wie schlecht muss die Lage der Juden damals hier gewesen sein! Sie erklärt sich durch die große Freude, die das Edikt mit sich brachte, aber die wahre Wende „à la française“ kam in Österreich endgültig erst 85 Jahre später: nämlich 1867 durch Kaiser Franz Joseph I.. Dazwischen lagen Dezennien der Herrschaft des Rex judaeorum.

Franz Joseph I. wurde von allen Juden der Habsburgermonarchie, ob Kind ob Mann, ob Mann ob Frau, ob reich ob arm, ob adelig ob sozialistisch, ob religiös oder konfessionslos, vom ersten Tag an, als er mit 18 Jahren im Dezember 1848 den Thron bestieg, bis zu seinem Tod, mitten im mörderischen Ersten Weltkrieg, 1916, sehr geliebt.

Wenn es auch etwa 20 Jahre für Franz Joseph I. dauern musste, bis er „seinen Juden“ die von ihm persönlich gleich zugestandene Gleichheit und Freiheit auch per Gesetz zuerkennen konnte, gab ihm der liebe Gott noch weitere 50 Jahre, um ihr Kaiser zu bleiben, gestützt durch die volle Anerkennung als in allem gleichberechtigte Bürger der Monarchie.

Das machte ihm, der seine Gefühle niemals offen zeigen konnte, große Freude. Franz Joseph I. wusste, dass die jüdischen Mitbürger ihm treu ergeben waren und für ihn durch dick und dünn, ja durchs Feuer gehen würden. Sie waren ein sicherer Anker in einem Milieu von Schmeichelei, Falschheit und Intrigen. Die religiösen Juden ihrerseits füllten ihre Gebetsbücher mit hebräischen Segnungen für den Kaiser und die Kaiserin. Die Armen wie die Reichen wollten ihm dienen in allem, was möglich war und halfen bei der Entstehung eines über alle Maßen schönen und modernen Wiens und beim Zusammenhalt und Fortschritt im Habsburgerreich. Als Kaiser Franz Joseph 1869 Jerusalem besuchte, beteiligte er sich finanziell am Bau der bedeutendsten und prächtigsten Synagoge in der Altstadt und ein Teil des Gotteshauses, das *Tiferet Israel* genannt wurde, trug den Namen des Kaisers. 1948 wurde die Synagoge von randalierenden Arabern zerstört. (Anm. d. Red.: Tiferet Israel = Israels Herrlichkeit)

Als der Kaiser hochbetagt mitten im Ersten Weltkrieg starb, waren die Juden nicht nur von tiefer Trauer erfüllt, sondern fühlten sich wie verlassene Kinder, die ihren Vater verloren hatten... Denn vergessen wir nicht, dass die Juden Franz Joseph kennen und lieben lernten, als er ein Junge von 18 Jahren gewesen war. Er begleitete sie fast drei Generationen lang als treuer Beschützer, als Fels in der Brandung.

Nach zweitausend Jahren Verfolgung und endlosen Wanderungen, um einen sicheren Ort in der Welt zu finden, fühlten sich die Juden in der Habsburgermonarchie unter dem Zepter von Kaiser Franz Joseph wie endlich angekommen. Als der Kaiser, ihr so großer Freund und Beschützer, starb, dauerte es nur 20 Jahre, bis Sturm und Brand über sie hinwegfegten und die meisten von ihnen, vom ältesten Mann bis zum neugeborenen Baby, vom Mädchen in der Wiege bis zur Großmutter, brutal ermordet wurden.

Es ist bekannt, dass Franz Joseph dem führenden Antisemiten jener Zeit, Dr. Karl Lueger, ein Hetzer der Partei der Christlich-Sozialen, zweimal die Nominierung zum Wiener Bürgermeister verweigerte, schließlich ohne Erfolg.

Auch Kaiserin Elisabeth, die geliebte Gemahlin von Franz Joseph, war ihrerseits ausgesprochen projüdisch gesinnt. Hochgebildet und sehr belesen, hatte sie eine Affinität zur jüdischen Intelligenz. Sie selbst drückte sich persönlich gerne in Reimen aus. Heinrich Heine war ihr Idol, und sie erbaute ihm ein großes Denkmal im Garten ihres Schlosses in Korfu. Dort gab sie sich ihren Träumen von ihrem Idol hin.

Die schönste Prinzessin der Christenheit, wie sie allgemein genannt wurde, hatte, den Juden ähnlich, ein furchtbares Schicksal, das es ihr jedoch ersparte, den Untergang der Monarchie und das Ende der damaligen Welt miterleben zu müssen. Der Kaiser jedoch ahnte das Ende der Welt, die er so lang mitbestimmt hatte und die niemals mehr wiederkehren kann. Der Anblick der Ausrottung der Juden durch seine anderen Untertanen blieb ihm erspart.

Während seines langen Lebens hatte Franz Joseph etwa zwei Dutzend Juden in den Adelstand erhoben und hohe jüdische

Offiziere konnten, ohne sich taufen lassen zu müssen, im Heer dienen. Diskriminierung und Ausgrenzung abschaffen, volle Gleichberechtigung genießen, das waren die Ziele des Kaisers für die Juden der ganzen Habsburgermonarchie, trotz des sich ausbreitenden Antisemitismus. Es ist bekannt, dass Franz Joseph dem führenden Antisemiten jener Zeit, Dr. Karl Lueger, ein Hetzer der Partei der Christlich-Sozialen, zweimal die Nominierung zum Wiener Bürgermeister verweigerte, schließlich

ohne Erfolg.

Jedoch der fanatische Kampf gegen die Juden berührte die damals Betroffenen kaum, denn sie alle fühlten sich sicher und beschützt durch ihren Kaiser. Niemand konnte damals ahnen, was sich in Europa bereits zusammenbraute...

Der große und letzte Vater dieser Nation hat den Juden ihre Würde zurückgegeben. Was wir ihm verdanken, währet ewig. □

Den Namen des jiddischen Klassikers Scholem Alejchem und sein umfangreiches Œuvre kennen heutzutage nur noch wenige Leser. Der Autor, seine jiddische Muttersprache und sein umfangreiches Lebenswerk sind zu einem Teil des nicht mehr existenten Kulturraumes in Osteuropa geworden. Auch in Israel und in den USA spielt Jiddisch in dem säkularen Teil der jüdischen Gemeinschaft nur noch eine untergeordnete Rolle.

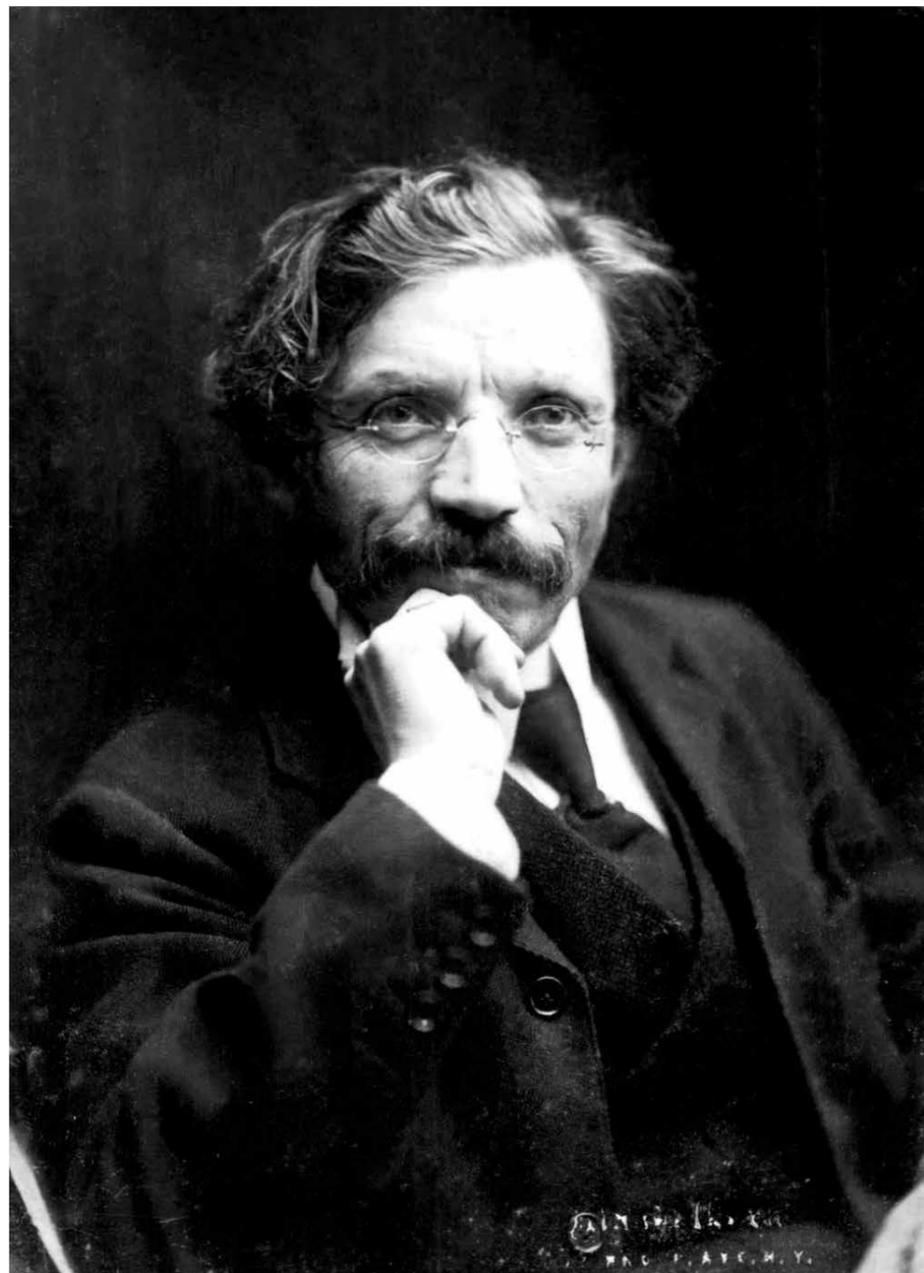
Manche erinnern sich an den Kassenschlager der amerikanischen und europäischen Bühnen in den 1960er und 1970er Jahren: Das Musical *Anatevka*, die deutsche Version von *The Fiddler on the Roof*, stand beispielsweise 17 Jahre auf dem Programm der Komischen Oper in Berlin. Es basiert auf dem Episodenroman *Tewje*, der Milchmann des eben genannten Scholem Alejchems, der, dank seines weisen und humoristischen Umgangs mit universellen Themen wie Migration, Glaube, Familie und Generationenkonflikte, wert ist, wiederentdeckt und gelesen zu werden.

Wenige Monate vor seinem Tod verfasste Scholem Rabinowitsch, so der wahre Name des Autors, sein Testament. Darin äußerte er den Wunsch, dass man ihm gedenken solle, indem man eine seiner Geschichten, am besten eine fröhliche, gemeinsam lese. Er fügte hinzu, dass die Geschichte „in welcher Sprache auch immer“ gelesen werden könne. Und tatsächlich wird seinem Wunsch in diesem Jahr, in dem sich der Todestag des Schriftstellers zum hundertsten Male jährt, überall auf der Welt entsprochen: Mit Neuübersetzungen, unter anderem ins Deutsche, Wiederaufnahmen des Musicals ins Repertoire zahlreicher Bühnen, und sogar einem Tribute-to-Sholem-Aleykhem-Konzert des Jazz-Musikers John Zorn!

Als Scholem Alejchem in New York zu Grabe getragen wurde, säumten mehr als 150.000 Menschen die Straßen der amerikanischen Metropole. Zu diesem Zeitpunkt sprach jeder fünfte ihrer Einwohner Jiddisch. Und Scholem Rabinowitsch war ihr beliebtester Autor, denn er schrieb klug, liebenswürdig, unterhaltsam und volksnah. Und er schrieb von einem osteuropäisch-jüdischen Universum, das sie verlassen hatten, dem sie sich aber voller Nostalgie verbunden fühlten. Die nur ein Jahr später erschienene erste Gesamtausgabe umfasste 28 Bände, gefüllt mit jiddischen Erzählungen, Romanen, Theaterstücken und Essays. Wie die meisten jiddischen Schriftsteller begann er seine Karriere jedoch in anderen Sprachen, nämlich in Hebräisch und Russisch, die unter den Aufklärern – und zu denen zählte sich Scholem Alejchem – als Kultursprachen anerkannt waren.

Der 1859 in der Ukraine geborene Autor wuchs in einer Zeit auf, in der die jiddische Muttersprache fast aller osteuropäischen Juden immer noch abfällig als Jargon bezeichnet wurde. Dieser Begriff ging auf die jüdische Aufklärungsbewegung, die Haskala, zurück, und Scholem Alejchem lernte diese Ideen schon sehr früh durch seinen Vater kennen – für ihn und für seine Mitstreiter war eine moderne Literatur auf Jiddisch unvorstellbar.

Scholem Rabinowitsch erhielt sowohl eine traditionelle jüdische Bildung im Cheder wie auch eine weltliche im russischen Gymnasium. 18jährig trat er seine erste Arbeitsstelle als Privatlehrer an. Die drei Jahre, die er im Hause des Großgrundbesitzers Elimelech Loev in der Nähe von Kiew verbrachte, sollten sein späteres Leben nachhaltig beeinflussen: Dort begegnete er seiner zukünftigen Frau Olga und den ersten modernen Publikationen auf Jiddisch. Der ehrgeizige Literat erkannte schnell, dass im Jiddischen als Literatursprache eine große Chance lag, schließlich gaben 1897 nur 26 % der über 5 Mio. Juden im Zarenreich an, dass sie imstande seien, Russisch zu lesen und zu schreiben. Hebräisch als moderne Sprache spielte zu diesem Zeitpunkt noch keine ernsthafte Rolle und tauchte daher in dieser Umfrage noch gar nicht auf.



ZUM 100. TODESTAG DES JIDDISCHEN KLASSIKERS SCHOLEM ALEJCHEM

EVITA WIECKI

1883 publizierte Rabinowitsch in einer Zeitschrift seine erste jiddische Arbeit mit dem Titel *Zwei Steine* – eine Erzählung, in der er die eigene, für Skandal sorgende Liebesgeschichte mit Olga, der Tochter des Arbeitgebers, verarbeitete. Da nahm er das Pseudonym Scholem Alejchem an. Es ist die bekannte jiddische Grußformel „Friede sei mit Euch“. Ab dem Moment erschienen alle seine jiddischen Schriften unter diesem Pseudonym – erst als Schutz, um seine Reputation als hebräischer bzw. russischer

Schriftsteller nicht zu schädigen, später als Markenname. Die Heirat mit Olga und der frühe Tod des Schwiegervaters machten Scholem Rabinowitsch zu einem vermögenden Mann. Nach dem Umzug nach Kiew investierte er das Erbe in literarische Projekte – eines davon ist die *Yidische folksbiblyotek*, eine Publikation, die die moderne Ära der jiddischen Literatur eingeleitet und erheblich zur Standardisierung der Sprache beigetragen hat. Gleichzeitig versuchte er sein Geld an der Börse zu mehren. Doch es kam, wie es kommen musste: Ab 1890 musste er seine siebenköpfige Familie mit dem Schreiben ernähren. Doch auch nach dem Bankrott blieb die Faszination „Börse“ und taucht als Motiv in seinen Schriften immer wieder auf. Das berühmteste Zeugnis dieser Leidenschaft ist der Briefroman über den Börsenspekulant Menachem-Mendl, der unentwegt nach Weigen sucht, das „große Ding“ zu drehen, um der Armut und den Sorgen zu entkommen.

Schriftsteller nicht zu schädigen, später als Markenname.

Und dem Eindruck des Kiewer Pogroms im Jahre 1905 entschied sich die Familie, Russland mit dem Ziel USA zu verlassen. Doch bereits 1908 kehrte er zu seinem Publikum in Russland zurück. Auf dieser Lesereise erkrankte er an Tuberkulose. Es folgten sechs Jahre Sanatoriums- und Kuraufenthalte. Die Familie pendelte zwischen Nervi bei Genua, Lausanne und Badenweiler, je nachdem, wo gerade die Wetterbedingungen am günstigsten für den lungenkranken Autor waren. Besonders in der Schweiz fühlte sich Rabinowitsch wohl, in einem seiner Briefe schrieb er: „Ich musste erst Blut spucken, um diesen wunderbaren Ort kennenzulernen.“ Als er als auskuriert galt, kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges, machte sich die Familie wiederholt nach Amerika auf, wo der Literat am 13. Mai 1916 verstarb.

Als Scholem Rabinowitsch vor 100 Jahren in New York starb, lag hinter ihm ein schaffensreiches Leben – er selbst bezeichnete seinen Zwang zum Schreiben als pathologisch. Es wird erzählt, dass man ihn niemals ohne seinen Block gesehen habe. Er notierte darin nicht nur, was Menschen sagten, sondern auch, wie sie es taten, von welcher Gestik und Mimik begleitet, jede beobachtete Eigenheit wurde festgehalten. Tatsächlich lag eines der größten Talente von Scholem Alejchem in seiner Gabe der Imitation. Er sagte über sein Werk, dass es eigentlich nur aus Figuren bestehe, denen er begegnet sei und Ereignissen, die er selbst erlebt habe.

Sein charakteristischer, sehr eigenwilliger Schreibstil hat die moderne jiddische Sprache tief durchdrungen: Hunderte Ausdrücke gehen auf ihn zurück. Die volkstümliche Erzählweise mit sorgfältig ausgearbeiteten Charakteren wirkt so authentisch, dass der Leser geneigt ist, all das Gelesene für bare Münze zu nehmen. Die Vielsprachigkeit osteuropäischer Juden bot die Möglichkeit klanglicher Assoziationen: Unvergessen bleibt Motl, der junge Held des letzten, unvollendeten Romans über die Emigration in die USA (*Motl, der Sohn des Kantors*), der sich in London partout mit dem Busschaffner nicht verständigen kann: Als dieser ihm als Preis „fajf“ nennt, beginnt Motl, zum Entsetzen der Erwachsenen, zu Pfeifen (jidd. fajfn)...

Vielfach wird das Werk Scholem Alejchems als eine zwar humoristische und dennoch getreue Beschreibung des jüdischen Lebens in Osteuropa verstanden. Der Autor selbst sah sich nicht als Chronist. Er war ein Aufklärer, der seinem Publikum, das dieses Leben gut kannte, die Rückständigkeit vor Augen führte. Über weite Strecken sind seine Texte Gesellschaftskritik und die Auseinandersetzung mit der Moderne zu verstehen. Nicht umsonst wird *Tewje*, der Milchmann immer wieder als Jahrhundertroman bezeichnet, der sich auf eine bemerkenswerte Weise mit dem Generationenkonflikt, dem Zusammenbruch gewohnter Strukturen, mit Modernisierung, Politisierung und Säkularisierung der Juden Osteuropas beschäftigt. Doch nicht nur dieser Roman, sondern das Gesamtwerk Scholem Rabinowitschs ist durchdrungen von großen Themen, die nicht an das Shtetl gebunden sind – Themen, die auch im 21. Jahrhundert nichts an Aktualität eingebüßt haben: Heimat und Flucht, Armut und Sicherheit, Glaube und Moral, Liebe und Familie. □

2016 sind zwei Werke von Scholem Alejchem in deutscher Übersetzung erschienen: Im Manesse-Verlag *Tewje*, der *Milchmann* (übers. von Armin Eidherr) und im Marix-Verlag *Panik im Shtetl. Geschichten aus Kasrilewke* (übers. von Gernot Jonas).



WOODY ALLEN „CAFÉ SOCIETY“

GABRIELE FLOSSMANN

Von einem nostalgischen Rückblick auf das jüdische Hollywood der 1930er Jahre bis zum schwierigen Leben im heutigen Israel reichte der Bogen des zeitgenössischen Filmschaffens, der bei den diesjährigen Filmfestspielen in Cannes gespannt wurde. Für den nostalgischen Rückblick zeichnete niemand Geringerer als Woody Allen verantwortlich, der wieder einmal das berühmte Festival eröffnete: Mit *Café Society*, einem Film, der – anders als die meisten von Allens jüngeren Filmen – wieder in den USA spielt.

„Ich habe ein starkes Bedürfnis, in den Mutterleib zurückzukehren. In irgendeinen“, lautet eines von zahlreichen Woody-Allen-Zitaten, die um das Dilemma der menschlichen Existenz kreisen. Dieses Dilemma sublimiert Woody Allen in Kunst und mit dem für ihn typischen, jüdisch geprägten Witz: feinsinnig, selbstironisch und voll bitterer Wahrheiten.

Ein Spiegelbild des Regisseurs, des intellektuellen Komikers, der mit seinen Neurosen hadert, dessen Beziehungsversuche regelmäßig scheitern und der trotzdem oder gerade deshalb alles mit einem Witz kommentiert, tauchte zwar in abgewandelter Form auch in den europäischen Woody-Allen-Filmen auf, aber wirklich zu Hause fühlten sie sich nicht in der Alten Welt.

Zurück also in den vertrauten „Mutterleib“ des Filmemachers – nach New York und (fallweise auch) nach Hollywood, wo Woodys typische, nach wie vor unzureichend erwachsene Protagonisten offenbar am liebsten nach dem Sinn des Lebens oder etwas Ähnlichem suchen. Dort pflegen sie – wie alle Kreationen von Woody Allen – ihre Neurosen und werden hin und wieder von Depressionen geplagt.

Da *Café Society* im Hollywood der 1930er Jahre spielt, kann man davon ausgehen, dass Allen in diesem Film nicht sein eigenes Leben verarbeitet hat, denn er selbst wurde erst 1935 geboren. Sicher steckt aber auch in den Figuren von *Café Society* viel von seiner eigenen Weltanschauung.

Der Film erzählt die Geschichte eines jungen Mannes, der in den 1930er Jahren von New York nach Los Angeles geht, um dort die Filmwelt zu erobern. Er verliebt sich und wird von seiner Angebeteten in die sogenannte Café-Community hineingezogen – eine pulsierende Jugendszene, die in hippen Lokalen abhängt. Die Hauptrolle spielt Jesse Eisenberg, der nicht zufällig so spricht und aussieht wie die Jugendausgabe seines gerade 80 Jahre alt gewordenen Regisseurs.

Mehr als in Woody Allens letzten Filmen stehen in *Café Society* wieder jede Menge jüdische Lebensweisen im Mittelpunkt – wie etwa diese: „Es ist nicht gut, dass die Jüdische Religion kein Leben nach dem Tod anbietet wie die Christen –

sie hätte sonst eine viel größere Kundschaft.“ Oder: „Lebe jeden Tag so, als wäre es dein letzter Tag – dann hättest du letztendlich doch wenigstens einmal recht.“ Und schon haben wir sie wieder, die Ingredienzien von Woodys Humor, den Witz des Schwachen, des Ängstlichen, des von Alltagsorgen Geplagten. Den Humor dessen aber auch, wo ein Sachverhalt, eine Situation blitzschnell so gedreht wird, dass daraus so etwas wie eine Lebensweisheit entsteht.

INW: Haben Sie auch für uns Nicht-Filmemacher ein Rezept, wie man sich manch bitterer Wahrheit entziehen kann?

WOODY ALLEN: Eine sehr angenehme Strategie, der Wirklichkeit des Lebens zu entkommen, besteht darin, sich mit dem anderen Geschlecht einzulassen. Ablenkung durch physische Lust, durch Obsession funktioniert immer noch am besten: Ruft er mich an, oder ruft er mich nicht an? Habe ich gestern Nacht auf der Party was Falsches zu ihm gesagt? Denn unsere Aufmerksamkeit werde von Banalitäten gefesselt: Gehe ich mit ihm aus, gehe ich mit ihm ins Bett oder nicht? Heute Abend ist es noch zu früh, lieber nächstes Mal? So beschäftigen wir uns mit unseren kleinen Sorgen und nicht mit den echten Leiden. Jeder Flirt sei demnach auch eine Medizin.

Nach drei Ehen, Beziehungen mit den Schauspielerinnen Diane Keaton und Mia Farrow und dem skandalumwitterten Verhältnis mit der Adoptivtochter von Mia Farrow, Soon-Yi Previn, scheint Woody dieser Medizin abgeschworen zu haben – er ist seit 19 Jahren mit Soon-Yi verheiratet.

Apropos Flirt: Wohl keiner flirtet so hingebungsvoll, so andauernd und so charmant mit seinen reichlich vorhandenen Selbstzweifeln wie Woody, der Stadtneurotiker. Aber schlimmer noch als die Versagensängste, sexuellen Nöte und Beziehungskrisen ist für ihn der Verdacht, einfach nur „normal“ zu sein. Seine Filme, in denen er diese Neurosen abarbeitet – so erklärte mir Woody Allen einmal in einem Interview – hasse er alle. Da hat er viel zu tun, denn bisher hat er mehr als 50 Mal Regie geführt. Aber der Flirt mit dem Understatement gehört eben auch zu einem echten Stadtneurotiker.

Der ewige Stadtneurotiker

Wenn man Woody Allen begegnet, fühlt man sich im Kino. Denn er ist uns von der Leinwand so vertraut, dass man denkt, sich in einem Woody-Allen-Film zu befinden: Die dicke Brille, die ewige gleiche Cordhose, die er seit einem halben Jahrhundert zu tragen scheint, und diese immer gleichbleibende spätpubertäre Ausstrahlung. Man sollte aber nicht unterschätzen, dass er sich und seinen Woody-Allen-Stil ja für seine Filme selbst erfunden hat.

Den Film, der sein Image als Stadtneurotiker weltweit berühmt gemacht hatte, wollte Allen ursprünglich nach seinem Lebensmotto „Anhedonia“ nennen, was im Gegensatz zur Hedonie, soviel bedeutet wie die Unfähigkeit, Freude und Lust zu empfinden. Diesen im wahrsten Sinne des Wortes „unlustigen“ Titel hatte der damalige Arbeitgeber Woody Allens verhindert, der jetzige Ehrenpräsident der VIENNALE und damalige Studioboss der „United Artists“, Eric Pleskow „Zwischen uns beiden“, so Pleskow zu Allen, „wird der Film immer ‚Anhedonia‘ heißen, aber das Publikum würde davon abgeschreckt!“

Man einigte sich schließlich auf *Annie Hall*, jenen Titel, unter dem der Film 1976 mit dem Oscar ausgezeichnet worden ist. Den bei weitem größten Publikumserfolg hatte der Film aber im deutschsprachigen Raum unter dem Titel *Der Stadtneurotiker* – erfunden von Eric Pleskow.

Während seine frühen Filme fast ausschließlich in New York spielten, dreht Allen in den letzten Jahren öfter in Europa – wohl auch dem Umstand geschuldet, dass seine Filme in der Alten Welt inzwischen besser ankommen als in seiner Heimat. Dementsprechend werden sie auch meist von Europa aus produziert. Bei einem Interview vor drei Jahren hat die Autorin dieser Zeilen versucht, Woody Allen auch für Wien als Schauplatz eines seiner Filme zu interessieren. Die Stadt Sigmund Freuds wäre doch für den ewigen Stadtneurotiker wie geschaffen. Woody zeigte sich zunächst aufs Höchste interessiert. Eine Adaption von Arthur Schnitzlers *Anatol* hätte es ihm angetan. Monate später kam die Absage. Über seine Schwester ließ Woody Allen ausrichten, er hätte doch zu viel Respekt vor dem großen Autor des Wiener Fin de Siècle.

Vom Stadtneurotiker zum Café Society

INW: Ist die kontinuierliche Arbeit für Sie ein wirksames Antidepressivum?

W. A.: Ja, mehr als das. Schon beim Aufwachen kreisen meine Gedanken um den nächsten Film: Bekomme ich diesen Schauspieler oder wird das Drehbuch funktionieren? Alles triviale Probleme, die man lösen muss. Hätte ich diese Probleme nicht, würde ich nur zu Hause rumsitzen und darüber nachdenken, dass ich älter werde und Alzheimer bekommen könnte oder Krebs.

INW: Die Budgets für Ihre Filme liegen meist zwischen zehn bis zwanzig Millionen Dollar. Für Hollywood-Begriffe mehr als bescheiden. Bekommen Sie da alle Schauspieler, die Sie wollen?

W. A.: Robert De Niro war bisher der einzige, der mir abgesagt hat. Das heißt, er hat nicht wirklich abgesagt, sondern es mir nur unmöglich gemacht, ihn zu engagieren. Ich fragte ihn einmal, ob er in

Aber schlimmer noch als die Versagensängste, sexuellen Nöte und Beziehungskrisen ist für ihn der Verdacht, einfach nur „normal“ zu sein.

einem meiner Filme mitspielen würde – ich sage Ihnen nicht in welchem – und wie hoch seine Gegen-Vorstellung wäre. Er sagte darauf: Für gewöhnlich bekomme ich zehn Millionen. Darauf ich: Aber das ganze Budget für den Film beträgt nur zehn Millionen. Darauf er: Okay, weil es du bist, acht Millionen. Er wusste natürlich – so wie auch Sie und ich – dass man für zwei Millionen Dollar keinen Film drehen kann.

Auch nach seinem 80er, den er im Dezember vergangenen Jahres feierte, denkt Woody Allen offenbar nicht ans Aufhören. Der Mann, der Verlässlichkeit schätzt, auf Reisen lieber verzichtet und für den schon ein neues Restaurant eine Zumutung ist, beschreitet nun für ihn erstaunliche neue Wege: Er wurde von Amazon unter Vertrag genommen, um seine allererste TV-Serie zu produzieren.

Im März starteten die Dreharbeiten in New York. Woody Allen selbst hat die Hauptrolle über-

nommen und an seiner Seite wird Popstar Miley Cyrus zu sehen sein. Die zweite Hauptrolle spielt Elaine May, die als erfolgreiche Drehbuchautorin, Regisseurin und Komödiantin schon als „weiblicher Woody Allen“ bezeichnet wurde und zuletzt vor 16 Jahren mit ihm in *Schmalspannovellen* vor der Kamera stand.

Vor genau einem Jahr hat Woody Allen während der Filmfestspiele von Cannes noch großes Bedauern darüber geäußert, sich auf dieses Abenteuer eingelassen zu haben, weil er gar nicht wisse, ob er überhaupt genügend Ideen für eine Serie habe. Vorgaben hätte es keine gegeben. Hauptsache Woody Allen! Peinlich könne das Ergebnis nur für seine Auftraggeber werden, erklärt der Berufspessimist. Denn für ihn sei am Beginn jedes Projekts nur eines klar: Es kann nur scheitern.

Aber wenn es Woody Allen an etwas nicht mangelt, dann sind das Ideen und daher mag die

Frage gestattet sein, ob die Selbstkritik bei solchen, für ihn typischen Auftritten, nicht geheuchelt, oder gar geflunkert ist.

W. A.: Mir würde jeder anmerken, wenn ich nicht die Wahrheit sage und daher belüge ich nicht einmal meine Frau. Der einzige, dem ich manchmal etwas vorschwinde, bin ich selbst – denn es gibt doch einiges, was ich mir doch recht gerne glaube.

INW: Was zum Beispiel?

W. A.: Wenn ich an einem Spiegel vorbeigehe und denke: Was für ein fescher Kerl.

Ende nächsten Jahres soll die gerade begonnene TV-Serie jedenfalls fertig sein und über den Amazon-Dienst Prime Instant Video in den USA, in Großbritannien und in Deutschland ausgestrahlt werden.

Der Film *Café Society* kommt demnächst in unsere Kinos. □



© July August Productions

ISRAELISCHER FILM BEYOND THE MOUNTAINS AND HILLS

Mit der Gegenwart in Israel setzt sich der Film *Beyond the Mountains and Hills* auseinander, die bisher dritte Regiearbeit von Erin Kolirin – und wahrscheinlich eine, die Kontroversen auslösen wird.

Der Film taucht tief in die komplexen Gefühle von Menschen ein, die von den politischen Spannungen in Israel geprägt sind und erst nach einer klar definierten politischen, sozialen und emotionalen Zugehörigkeit suchen müssen. David, ein ehemaliger Soldat, hat 22 Jahre bei der Armee gedient. Nun ist es Zeit für ihn, als Zivilist seine Rolle im Heimatland Israel zu definieren, doch er merkt schnell, dass es ihm nicht leichtfällt, sich an die neuen Umstände zu gewöhnen. Außerhalb der Armee muss er nun selbst zwischen Gut und Böse, zwischen Recht und Unrecht unterscheiden und ob es schwer oder leicht ist, Israelis und Araber diesen Kategorien zuzuordnen. David wird damit gewissermaßen zur Metapher für das Land Israel selbst. Davids Frau, eine Lehrerin, und seine Kinder – beide an der Schwelle zum Erwachsenwerden – haben mit ähnlichen Problemen zu kämpfen und geraten dabei immer wieder in Konflikte zwischen palästinensischen und jüdischen Freunden. Konflikte, die auch den Zusammenhalt der Familie vor eine Zerreißprobe stellen.

Verstärkt wird die emotionale Berg- und Talfahrt der Protagonisten durch den Einsatz von kommentierenden Pop-Songs. Auch die Schauplätze der Handlung unterstreichen die Gefühlslage der Menschen. David und seine Familie leben auf einer Seite eines kargen, unbeleuchteten Hügels – die Araber auf der Talseite – zwischen ihnen ein Niemandsland, in dem Begegnungen zwar möglich sind, aber nicht auf gleicher Ebene. Gibt es einen Begegnungsort „jenseits der Berge“? Der Film setzt voraus, dass ein solcher Ort existiert, aber noch ist er eine „Terra incognita“, ein unerforschtes Terrain.

INW: Woody Allen setzt sich in *Café Society* auf heiter-nostalgische Weise mit einem Teil der jüdi-

schen Vergangenheit auseinander, während Sie in *Beyond the Mountains and Hills* das heutige Israel beleuchten – wie übrigens in allen Ihren Filmen. Ist Ihnen die Gegenwart wichtiger?

ERIN KOLIRIN: Jeder Film ist eine Auseinandersetzung mit der Gegenwart, auch wenn er von der Vergangenheit erzählt. Auch wenn wir historische Geschehnisse in Bilder umsetzen sind die Menschen, die vor und hinter der Kamera agieren, Teil der Gegenwart und ihr Blick auf die Vergangenheit lässt daher immer Rückschlüsse auf die Gegenwart zu. Israel ist aber in dieser Hinsicht ohnehin ein Sonderfall, denn das Land ist noch so jung, dass ein historischer Rückblick begrenzt ist. In Österreich ist das anders. Ihr Land hat eine lange Geschichte und entsprechend weit zurückreichende Traditionen.

INW: Aber reicht nicht die Geschichte der Juden noch viel weiter zurück?

E. K.: Natürlich ist die Geschichte der Juden älter als die der meisten Länder und Völker, aber Israel ist meiner Ansicht nach keine logische Fortsetzung der jüdischen Tradition. Israel ist eine Erfindung, die die Existenz des jüdischen Volkes garantieren sollte. Als israelischer Filmemacher kann ich mich nur mit der Gegenwart auseinandersetzen, weil auch die Zukunft meines Landes unsicher ist – und mit dieser Unsicherheit kämpfen auch die Charaktere in meinem Film. Sie sehnen sich nach einer sicheren Heimat.

INW: Was ist Heimat für Sie?

E. K.: Heimat bedeutet für mich, dass wir und unsere Nachbarn einander ohne Vorbehalte akzeptieren können. Jeder Mensch, der ein anständiges Leben führt, sollte vom anderen als guter Mitbürger gesehen werden, egal welcher Herkunft oder Religion er ist. Ich möchte mich nicht schuldig fühlen müssen, weil ich Israel als mein Heimatland bezeichne.

INW: Fühlen sich die Protagonisten Ihres Films ebenfalls schuldig?

Verstärkt wird die emotionale Berg- und Talfahrt der Protagonisten durch den Einsatz von kommentierenden Pop-Songs..

E. K.: Ja, weil sie zumindest finanziell eine sichere Existenz haben und in einer netten Wohnung leben und dazu noch ein schönes Auto besitzen. Aber sie ahnen, dass den Preis dafür andere zahlen, die auf der Schattenseite der Gesellschaft, jenseits des Wohlstands-Berges leben. Sie beschließen aber letztendlich, die Augen vor dem Abgrund, den sie als Individuen nicht überbrücken können, zu schließen.

INW: Es gibt eine sehr starke Szene im Film, die das wechselseitige Misstrauen der Menschen in Israel illustriert: Ein junger Palästinenser bittet Davids Tochter, einem Freund auf der anderen Seite des Berges, eine Reisetasche zu überbringen. Von Zweifeln geplagt öffnet sie schließlich die Tasche, der Inhalt ist aber harmlos und unverdächtig.

E. K.: Mit dieser Szene wollte ich zeigen, dass in gewissem Sinne jeder Mensch ein schweres Gepäck zu tragen hat, das von den Politikern beider Seiten gefüllt und aufgeladen wurde.

INW: Am Ende des Filmes sagt der Vater: „Wir sind gute Menschen und ich will nicht, dass uns irgendjemand sagt, dass wir das nicht sind“. Wie sind diese Worte zu interpretieren?

E. K.: Diese Szene wollten viele Kritiker missverstehen. Ich wurde immer wieder von Journalisten gefragt: „Glauben Sie wirklich, dass die Israelis gute Menschen sind?“ Ich finde diese Frage in höchstem Maße unanständig, denn sie klingt so, als wollten sie uns allein die Schuld am Nahostkonflikt und am Elend dieser Welt zuweisen. Sie haben offenbar nicht begriffen, dass man selbst nicht besser dasteht, wenn man auf andere herabsieht. Die Journalisten, die hier in Cannes mit dem Champagnerglas in der Hand über uns Filmemacher urteilen, leisten wahrscheinlich kaum einen Beitrag zum Nahost-Frieden. Ich versuche wenigstens, einen Beitrag zu leisten, indem ich an Demonstrationen teilnehme und Filme mache, die zum Diskurs anregen. □

Gabriele Flossmann

ALS SCHACH EIN JÜDISCHES SPIEL WAR

„ICH GEBE GOTT EINEN SPRINGER VOR!“

2. FOLGE

HANS PUSCH

Doch Steinitz' Glanzzeit war vorbei, und das bittere Ende ließ nicht lange auf sich warten. Denn mit dem 1868, in der damals preußischen Kleinstadt Berlinchen geborenen Mathematiker, Emanuel Lasker war ein neuer, von den Schachexperten schon bald als „Mann der Zukunft“ apostrophierter Rivale herangereift.

Nach seinem spektakulären Triumph gegen „Erzfeind“ Zukertort waren für William, vormals Wilhelm, Steinitz – der frischgebackene Weltmeister aus dem Prager Ghetto hatte freudigen Herzens die US-Staatsbürgerschaft angenommen und von Amts wegen seinen Vornamen ändern lassen – seit langem ersehnte Zahltag angesagt.

Der russische Meister Michail F. Tschigorin (1850-1908) aus St. Petersburg, der Steinitz 1883 beim Turnier in London in beiden Partien geschlagen hatte, wurde der erste Herausforderer des Weltmeisters. Er war einer der stärksten Spieler seiner Zeit und galt, obwohl auch mit dem neuen, als „wissenschaftlich“ charakterisierten Positionsspiel eines Steinitz oder Tarrasch vertraut, als der führende „Schachromantiker“ der alten Schule.

Als Ausrichter des Wettkampfs firmierte der noble Havana Chess Club, der beiden Spielern die Reise- und Hotelkosten ersetzte und ein frei verfügbares „expense money“ in Höhe von 250 Pesos in Gold gewährte. Dem Sieger winkte ein von Sponsoren aufgebrachtes Preisgeld von 1.500 Dollar, außerdem hatte Seine Hoheit, Prinz Dadian von Mingrelien, ein Vertrauter des Zaren und Bewunderer der Steinitz'schen Schachkünste, 300 Franc für die „schönste Partie“ ausgelobt.

Der Wettkampf war auf 20 Partien angesetzt und ging – von Schachkorrespondenten aus aller Welt verfolgt – zwischen 20. Januar und 24. Februar 1889 über die Bühne. Tschigorin, erst wenige Tage vor Beginn des Wettkampfs nach einer mehrwöchigen, von schweren Stürmen beeinträchtigten Schiffsreise in Kuba angekommen, ging zwar mit 4 : 3 in Führung, aber Steinitz, rechtzeitig angereist und daher mit dem ungewohnten Klima bereits vertraut, hatte das bessere Ende für sich. Beim Stand von 10 : 6 für Steinitz endete die 17. Partie erstmals mit einem Remis

und Steinitz, nun uneinholbar in Führung, blieb Weltmeister.

Der 1854 in Budapest geborene Isidor Gunsberg, dem vorgeworfen wurde, lediglich wegen seiner „Zugehörigkeit zum auserwählten Volk“, nicht aber auf Grund schachlicher Meriten zum Herausforderer gekürt worden zu sein, war Steinitz' nächster Kontrahent.

Tatsächlich hatte der schon als Neunjähriger nach London gekommene Gunsberg seine Schachkarriere eher ungewöhnlich begonnen. Zunächst als „Schachwunderkind“ in Simpson's Divan oder im Pariser Café de la Régence bestaunt, arbeitete er später mit einem gewissen Charles Godfrey Gümpel zusammen, der mit *Mephisto*, einem von ihm entwickelten Schachautomaten, auf Englands Jahrmärkten für Furore sorgte. Während das stauende Publikum in den Glauben versetzt wurde, gegen eine Maschine mit übermenschlicher Spielstärke zu spielen, bediente in Wahrheit der kleinwüchsige, im Inneren des Automaten verborgene Gunsberg mittels elektromagnetischer Hebel die Arme des blechernen *Mephisto*, um nach nur kurzer Bedenkzeit den nächsten Zug auszuführen. Nur Damen oder Prominente ließ er manchmal gewinnen.

Hatte *Mephisto* dienstfrei, machte sich Gunsberg auch im „seriösen“ Schach einen Namen. Er gewann hervorragend besetzte Turniere in Hamburg, Bradford und London, besiegte in Wettkämpfen Kaliber wie Henry Bird oder den allseits gefürchteten Joseph „Blackdeath“ Blackburn, remiserte gegen Tschigorin und brillierte beim Schachkongress in New York.

Im Dezember 1890 trat er schließlich in New York zum WM-Duell gegen Steinitz an und unterlag in einem verbissen geführten Match nur denkbar knapp mit 8,5 zu 10,5 Punkten. In 19 Partien konnte Steinitz nur sechsmal gewinnen,

viermal siegte Gunsberg und neun Partien endeten remis.

Zwei Jahre später kam es – abermals auf Kuba – zum Retourkampf mit Tschigorin, der sich durch eindrucksvolle Turnierergebnisse die neuerliche WM-Chance redlich verdient hatte. Abermals gewann der alternde Steinitz, aber – ungewöhnlich im Spitzenschach – nur mit einer gehörigen Portion Glück. Tschigorin, der auch diesmal mit den klimatischen Bedingungen nicht zurecht kam, verlor eine Gewinnstellung nach der anderen – war phasenweise mit akuter Schachblindheit geschlagen und übersah in der letzten Partie sogar ein Matt in zwei Zügen. Schließlich musste er sich mit 12,5 zu 10,5 geschlagen geben.

Doch Steinitz' Glanzzeit war vorbei, und das bittere Ende ließ nicht lange auf sich warten. Denn mit dem 1868, in der damals preußischen Kleinstadt Berlinchen, geborenen Mathematiker, Emanuel Lasker, war ein neuer, von den Schachexperten schon bald als „Mann der Zukunft“ apostrophierter Rivale herangereift.

Der Sohn des jüdischen Kantors Adolf Lasker und dessen Ehefrau Rosalie, geb. Israelssohn, hatte von seinem älteren Bruder Bertold – dem späteren Ehemann der expressionistischen Literatin Else Lasker-Schüler – das königliche Spiel erlernt. Bereits als 19jähriger Student gewann er internationale Turniere, blieb aber zu-nächst noch Amateur. Nach einem überlegenen Wettkampfsieg gegen den englischen Meister Bird änderte er seine Lebensplanung. Er unterbrach sein Mathematikstudium (das er später allerdings wieder aufnehmen und mit einer Dissertation *Über Reihen auf der Convergenzgrenze* auch abschließen sollte), und wurde Berufsschachspieler in London. Schon bald zählte er zu den erfolgreichsten seiner Zunft, machte sich auch als Schach-Theoretiker einen Namen und folgte 1893 seinem Vorbild Steinitz in die



Wettkampf Steinitz versus Lasker, New York 1884



Alfred Hrdlicka: Porträt Dr. Lasker, aus: Schachzyklus 1983

USA. Auch dort verstand er sich in Szene zu setzen, beeindruckte die Schachwelt mit zahlreichen Turnier- und Wettkampfsiegen, hielt Vorträge und machte auch publizistisch auf sich aufmerksam.

Bald fanden sich Sponsoren, die bereit waren, einen Wettkampf gegen Weltmeister Steinitz zu finanzieren. In einem kurzen Schreiben, datiert mit 31. August 1893, forderte der 25jährige Shooting Star den mittlerweile gebrechlichen, an schwerer Arthritis, Schlaflosigkeit und psychischen Problemen leidenden Altmeister offiziell zu einem Wettkampf heraus.

„My dear Sir. From the notices in various newspapers you will have seen that it is my intention to challenge you for a set match of ten games up, for the championship of the world“, schrieb er und schlug selbstbewusst auch gleich die Bedingungen vor: „First, winner to be he who first scores ten wins; second, time limit to be fifteen moves an hour; third, minimum stake to be 3.000 dollars a-side; forth, the match to commence not later than January 1st 1894. Awaiting the honour of your esteemed reply, I remain, my dear sir, faithfully yours. Emanuel Lasker.“

Ein halbes Jahr später war es soweit. Am 16. März 1894 begann im New Yorker Union Hotel das weltweit mit Spannung verfolgte „Duell der Generati-

onen“, das laut Vertrag nach acht Partien in New York im Franklin Chess Club von Philadelphia und danach in Montreal fortgesetzt werden sollte. Steinitz, als Spätstarter bekannt, hielt sich anfangs prächtig. Nach sechs Partien hatten beide Kombattanten je zwei Siege und zwei Niederlagen am Konto, während zwei Partien unentschieden gegeben wurden. Viele Experten dachten bereits, den alten Fuchs zu früh abgeschrieben zu haben. Doch dann brach Steinitz ein. Er verlor die Partien 7 und 8 und erzielte in Philadelphia aus vier Spielen nur einen halben Punkt. In Montreal konnte der Weltmeister zwar noch ein wenig aufholen, aber am 26. Mai stand Lasker – „a young man of decidedly Jewish cast of countenance, with a marked German accent“, wie der *Montreal Herald* berichtete – als überlegener 10 : 5 Sieger (drei Spiele endeten unentschieden) fest.

Das Re-Match, das Steinitz vertraglich zustand und nach langem Hin und Her – in

den USA fand Steinitz keine Geldgeber mehr – zwischen 7. November 1896 und 14. Januar 1897 in Moskau stattfand, gestaltete sich für den mittlerweile 60jährigen Altmeister zum völligen Fiasko. Im bayrischen Wörishofen, wo sich der überzeugte Kneippianer nach einem aufreibenden Großmeister-Turnier in Nürnberg auf den Wettkampf vorbereitete, war er noch guter Dinge und gab sich überzeugt, Lasker schlagen zu können, doch dann kam alles ganz anders.

Von den ersten elf Partien konnte er keine einzige gewinnen. Er klagte über Migräne und spielte phasenweise mit einem Eisbeutel am Kopf, litt an Schlaflosigkeit und einmal wäre er, wie er einem Redakteur der *New York Sun* anvertraute, bei einem nächtlichen Schwächeanfall fast gestorben.

Nur mit Mühe und zahlreichen – ärztlich angeordneten – Unterbrechungen konnte der Wettkampf zu Ende gespielt werden. Steinitz gewann lediglich zwei Spiele, vier konnte er remisieren, aber zehnmal verlor er.

Wie ein Preisboxer, der ein paar Schläge zu viel abbekommen hat, brach Steinitz nach dem Kampf physisch und psychisch zusammen. Er begann unter Wahnvorstellungen zu leiden und wurde schließlich in eine Moskauer Nervenheilanstalt eingeliefert, wo er „auf Grund falscher Diagnosen und gegen seinen Willen“, wie der Altmeister nicht müde wurde zu behaupten, „auf Veranlassung Mr. Bielhardts, amerikanischer Konsul in Moskau und einer illoyalen Sekretärin, die ihn heiraten wollte“ fünf Wochen lang festgehalten wurde.

Die Zeitungen dies- und jenseits des Atlantik stürzten sich mit Begeisterung auf die sich überschlagenden Meldungen aus der russischen Hauptstadt. „Steinitz says he is not mad!“ titelte die *New York World* und verspricht die einzig wahre Geschichte über *The Famous Chess Player's Incarceration in a Russian Asylum*, die *Neue Freie Presse* in Wien wusste zu berichten, dass ihn seine Privatsekretärin überredet hätte, freiwillig ein Krankenhaus aufzusuchen, weil er trotz eisiger Kälte bei offenem Fenster stundenlang gesungen hätte, während ihn *Daily Mail* und die renommierte *New York Times* bereits sterben ließen. *William Steinitz Dead* lautete die Schlagzeile, der am nächsten Tag ein

besorgter Kommentar zum Thema *Chess and Brain Disease* folgte.

Tatsächlich hatte sich Steinitz trotz der widrigen Umstände in der Klinik – weder Ärzte noch Pfleger sprachen ausreichend Deutsch oder Englisch und zu allem Überduss hatte man ihn mit einem strikten Alkohol- und Nikotinverbot belegt – nach ein paar Wochen wieder so einigermaßen erholt, sodass er am 12. März entlassen und der Obhut des Moskauer Schachvereins übergeben wurde.

Drei Tage später verließ Steinitz Moskau, um über Wien, wo er seinen alten Jugendfreund, den Sozialphilosophen, Schriftsteller und Erfinder Josef Popper-Lynkeus besuchte, und über Berlin und Hamburg nach insgesamt fast zweijähriger Absenz ins heimatliche New York zurückzukehren.

An Bord der *Pennsylvania*, war er schon wieder bei bester Laune: Er gab Simultanvorstellungen, trank Sekt und rauchte kistenweise kubanische Zigarren und als ihm der Kapitän zu seinem 61. Geburtstag unter tosendem Applaus der anderen Passagiere eine kleine Silberschale überreichte, versprach er, wieder Weltmeister zu werden.

Es sollte anders kommen. Nachdem er zunächst tatsächlich an ein paar kleineren

Turnieren teilgenommen hatte, wurde er am 27. April 1900 – er war gegen Freunde und Angehörige gewalttätig geworden – ins Manhattan State Hospital for the Insane auf Ward's Island eingeliefert. Alle Habseligkeiten wurden ihm abgenommen, nur ein kleines Taschen-Schach durfte er behalten. Darauf spielte er nun Tag für Tag Turnierpartien

nach, analysierte sie und dachte sich theoretische Neuerungen aus, wollte er doch beweisen, dass er, Steinitz, und niemand sonst der beste Schachspieler aller Zeiten war. Aber wie? Lasker, ließ er jeden, dem er begegnete, wissen, drücke sich vor einem neuerlichen

Wettkampf...

Schließlich kam ihm die rettende Idee: Er forderte Gott zu einer Partie heraus, aber auch dieser zierte sich – zumindest wollte er nicht auf Ward's Island spielen.

„Ich geb dir sogar einen Springer vor!“ bot ihm Steinitz daher an.

Gott, so scheint es, dürfte das Angebot angenommen haben. Am 12. August 1900, nachmittags um 15 Uhr, rief er William Steinitz zu sich.

„Herzversagen“ und „akute Melancholie“ ist im Totenschein als offizielle Todesursache angegeben. □

Der Sohn des jüdischen Kantors Adolf Lasker und dessen Ehefrau Rosalie, geb. Israelsohn, hatte von seinem älteren Bruder Bertold – dem späteren Ehemann der expressionistischen Literatin Else Lasker-Schüler – das königliche Spiel erlernt.

Schon bald zählte Lasker zu den erfolgreichsten seiner Zunft, machte sich auch als Schach-Theoretiker einen Namen und folgte 1893 seinem Vorbild Steinitz in die USA.



Wir erfüllen Ihre Reiseträume!

Hotels und Appartements zu günstigen Preisen.
Israel und Reisen Weltweit

Tel Aviv ab 210€
inklusive 2 Gepäckstücke

Hongkong ab 519 €
Non-Stop mit Austrian Airlines



Informationen unter:
 Tel: 01/2125460 Email: its1@chello.at Website: www.itc-reisen.at

MEISTER DER VERKNÜPFUNG

BLICK AUF SOMA MORGENSTERN

RAPHAELA KITZMANTEL

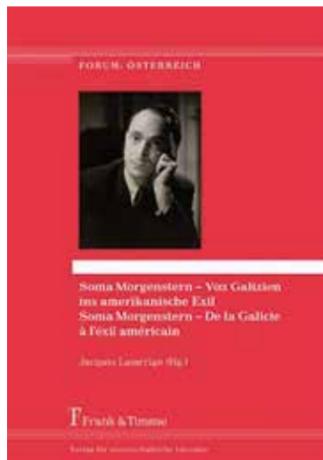
Im Jänner 1965 schrieb der Exilschriftsteller Soma Morgenstern einen Brief an Theodor W. Adorno. Darin äußerte er sich lobend über seinen Sohn Dan: Der „glänzende Stilist“, dessen Spezialfach die Jazzmusik sei, wäre als sein „guter Sohn, ein großer Verehrer von Edward Steuermann.“ Den Galizianer Steuermann wiederum, den die Wochenzeitung *Die Zeit* (Volker Hagedorn am 29. April 2010) als wichtigsten Pianisten des Schönberg-Kreises bezeichnete, hielt Adorno für einen „der originellsten und merkwürdigsten Komponisten der Gegenwart.“

Soma Morgensterns Bezug zur Musikwelt wird in dem wissenschaftlichen Band *Soma Morgenstern – Von Galizien ins amerikanische Exil / Soma Morgenstern – De la Galicie à l'exil américain* thematisiert, der im Berliner Verlag Frank & Timme von Jacques Lajarrige in der Reihe *Forum: Österreich* herausgegeben wurde. Unter anderem mit einem eigenen Kapitel durch seinen Sohn, Dan Morgenstern. Die insgesamt 19, teilweise deutschsprachigen, teilweise französischsprachigen Beiträge umfassen die Themenschwerpunkte Galizien, Feuilleton, Judentum sowie diverse Perspektiven im Werk von Soma Morgenstern.

Eine wichtige Ergänzung. Denn obwohl Soma Morgenstern als Musikliebhaber zwar durch seine Erinnerungen Alban Berg und seine Idole und durch seine diversen Konzertkritiken bekannt ist, wurde er doch seit der Herausgabe seines Gesamtwerks im Lüneburger zu Klampen Verlag vor rund 20 Jahren vor allem als Literat im Kontext der Donaumonarchie, als Kulturfeuilletonist der Zwischenkriegszeit und als Zeitzeuge rezipiert.

1890 in einem ostgalizischen Dorf geboren, 1976 im New Yorker Exil gestorben, durchlief auch Soma Morgenstern, wie viele seiner Zeitgenossen in ihrem Lebensweg, folgende lebensgeschichtlich bedingte Stationen: Jugendjahre in Ostgalizien, das Wien und Berlin der 1920er und 1930er-Jahre und das Paris nach dem Anschluss durch das Vichy-Regime. Nach Internierungen in Frankreich und Irrwegen erreichte er schließlich im Jahr 1941 – traumatisiert und desillusioniert – Amerika. Zu seinem Werk zählen u.a. die Romantrilogie *Funken im Abgrund* über den Themenkomplex Assimilierung versus Heimkehr, sein anekdotenreiches Buch *Joseph Roths Flucht und Ende. Erinnerungen* und der Roman *Die Blutsäule. Zeichen und Wunder am Sereth*, Morgensterns Versuch, eine Sprache für die Verbrechen der Shoah zu finden.

Mit dem Beitrag von Dan Morgenstern, dem renommierten Jazz-Experten und Direktor i.R. des Institute for Jazz Studies an der Rutgers University Newark, wird dem Musik-Kapitel dieses Bandes besonderes Gewicht verliehen. Der persönliche Blick und die tiefe Kenntnis des Werks des eigenen Vaters verstärken die Relevanz des musikalischen Aspekts für das Schaffen und die Person Morgensterns. In *Soma Morgenstern und die Musik* erfährt man aus erster Hand von Morgensterns Bekanntschaften mit Alban Berg, Otto Klemperer, dem Dirigenten Jascha Horenstein, Hanns Eisler und dem erwähnten Steuermann. Obwohl Morgenstern ein spezielles Musikverständnis wohl in die Wiege gelegt wurde und es im Wien der Zwischenkriegszeit durch seinen Freundeskreis derart verstärkt wurde, dass ihn sein Sohn



Jacques Lajarrige (Hg.): Soma Morgenstern – Von Galizien ins amerikanische Exil / Soma Morgenstern – De la Galicie à l'exil américain (Bd. 1 der Reihe Forum: Österreich), Frank & Timme Verlag, Berlin 2014, 498 Seiten, 68,00 Euro.

sogar als „Musikenthusiasten“ empfindet und beschreibt, bezeichnete Soma Morgenstern sich selbst als „Fachlaien“, da er weder professionell ein Instrument spielte, noch sich vorrangig als Musikkritiker sah.

Zwei weitere Beiträge ergänzen das Musik-Kapitel, darunter jener von Exilmusik-Forscherin Primavera Driessen-Gruber und Gründerin des Vereins *Orpheus Trust* (Erforschung und Veröffentlichung vertriebener und vergessener Kunst). Sie beschäftigt sich mit Morgensterns außergewöhnlicher Rolle, die zwischen seiner chassidischen Herkunft und dem Expertentum für Neue Musik angesiedelt ist. Driessen-Gruber arbeitet in ihrem fundierten musiksoziologischen Artikel Anknüpfungspunkte an diese beiden Pole – wie beispielsweise die mündliche Wiedergabebetrachtung, Expressivität und „Betonung der Freude“ – heraus und macht die – laut Autorin – bis heute unterschätzte Vermittlerrolle Morgensterns eindringlich deutlich.

Andrei Corbea-Hoisie von der Universität Jassy, Rumänien, beleuchtet aus literaturwissenschaftlicher Perspektive eine Gegenüberstellung von Aharon Appelfeld und Morgenstern, deren literarische Verarbeitung der „kollektiven jüdischen Holocaust-Erfahrung von Grund auf anders“ aussehen. Interessant ist die in diesem Artikel formulierte Hypothese, dass „eine Reflexion Appelfelds über die Art und Weise, in der Soma Morgenstern seine Zeichen und Wunder am Sereth literarisch schilderte, stattgefunden haben mag.“

Mit dem Beitrag von Gerhard Langer, Professor für Judaistik an der Universität Wien, wird der Band unter anderem um die unerlässliche jüdische Sicht ergänzt: Morgenstern wird bescheinigt, ein „Meister des Erzählens und der Formulierung, aber auch ein Meister der Verknüpfung und inter-

textuellen Verarbeitung“ zu sein, der die jüdische Tradition literarisch weiterträgt.

Der leidenschaftliche Morgenstern-Kenner Georg B. Deutsch, der eine umfangreiche Website über Morgenstern betreibt, konstatiert in seinem Beitrag über Sprache und Identität, dass Soma Morgenstern sich einerseits bewusst für „regelrechte Teutonismen“ entschieden, doch andererseits eindeutige Austriazismen verwendet habe. Das weite Feld des Sprachgebrauchs deutsch schreibender jüdischer Intellektueller, die zwischen dem Anspruch des gebildeten Judentums standen, die deutsche Sprache verwenden zu müssen, um als gebildete Menschen zu gelten – so wie es Morgenstern von seinem Vater zu hören pflegte – und dem mehrsprachigen Umfeld der Kindheit in der Donaumonarchie, dem Publizieren in deutschen Zeitungen der

Zwischenkriegszeit sowie die Abneigung gegen die deutsche Sprache nach der Tragödie des Zweiten Weltkriegs – all dies könnte Inhalt längerer Ausführungen sein als in diesem Sammelband Platz hatte.

Dieses, von Jacques Lajarrige in der Folge einer Konferenz an der Universität Toulouse herausgegebene, Konvolut wird aufgrund seiner Themenvielfalt künftigen Morgenstern-Forschern im akademischen Bereich eine wertvolle Unterstützung sein und kann der speziell interessierten Öffentlichkeit als fachspezifisches Nachschlage-

werk dienen.

Soma Morgenstern, dessen Publikationsgeschichte aufgrund von Krieg, Flucht und Exil auf tragische Art unterbrochen wurde, konnte – trotz der großartigen Edition des Gesamtwerks im Lüneburger zu Klampen Verlag – auch in jüngster Vergangenheit nicht wirklich groß herauskommen. Ein Trost mag sein, dass die relevanten Fachdisziplinen auch mit dieser Publikation den Wert seines Werks zweifelsohne anerkennen. □

Mit dem Beitrag von Dan Morgenstern, dem renommierten Jazz-Experten und Direktor i.R. des Institute for Jazz Studies an der Rutgers University Newark, wird dem Musik-Kapitel dieses Bandes besonderes Gewicht verliehen.

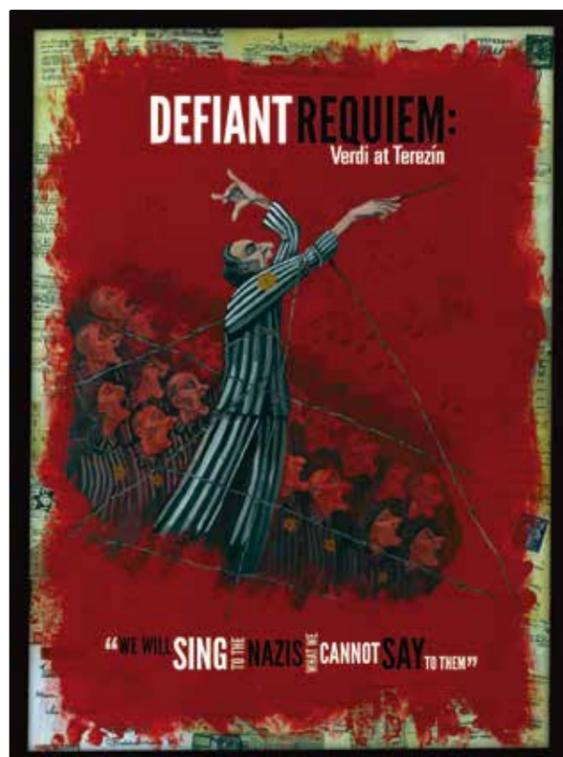


Foto: Copyright Defiant Requiem Foundation

Österreichpremiere – Wiener Konzerthaus Defiant Requiem: Verdi at Terezín

Verdis *Messa da Requiem* im Ghetto Theresienstadt, ist ein sehr bewegendes Multimedia-Konzert, kombiniert mit Filmaufnahmen und Schilderungen. Erzählt wird die Geschichte der mutigen, jüdischen Häftlinge, die, trotz der erlebten Unmenschlichkeit, Verdis *Requiem* inszenierten. Mit einer eingeschmuggelten Partitur wurde das Oratorium sechzehn Mal aufgeführt, einmal sogar vor SS Offizieren und einer Rot Kreuz Delegation. Oftmals musste Dirigent Rafael Schächter neubesetzen, da immer wieder Mitwirkende in die Todeslager deportiert wurden.

Das Ensemble: Dirigent: Murry Sidlin, Orchester Wiener Akademie, Tschechischer Philharmonischer Chor Brno, Aga Mikolaj, Janina Baechle, Bruce Sledge, Jongmin Park, Katharina Stemberger, Erwin Steinhauer

20. September, 19:30 Uhr

ticket@konzerthaus.at <mailto:ticket@konzerthaus.at>, Fon: 01 242002, oeticket.com

Vor 100 Jahren war Alfred Grünfeld (1852-1924) einer der berühmtesten Künstlerpersönlichkeiten Wiens und der Salonpianist der Wiener High Society. Einen Querschnitt seiner Kompositionen (virtuose Klaviermusik, Salonmusik, der Diner-Walzer aus *Der Lebemann*, Johann Strauss- und Schubertparaphrasen; Erstveröffentlichungen) präsentiert die soeben bei Phonolamusic Records erschienene CD *Grünfeld spielt in Wiener Salons*. Eigene Werke auf Edison Phonograph, Schallplatte und Phonola Notenrolle (1889-1914), siehe: www.phonolamusic.at.

ALFRED GRÜNFELD DER CHARMANTE SALONLÖWE

Alfred Grünfeld wuchs in Prag als Sohn eines jüdischen Lederhändlers auf, studierte am dortigen Konservatorium (u.a. bei Bedrich Smetana) und bei Theodor Kullak in Berlin. Ein Vorspiel bei Franz Liszt in Weimar brachte dem 19jährigen lobende Worte. 1872 ließ sich Grünfeld in Wien nieder und wurde bald der populärste Pianist der Stadt. Seine Konzerte im Großen Musikvereinssaal, im Bösendorfersaal oder im Konzerthaus waren musikalische und gesellschaftliche Ereignisse erstes Ranges. Neben dem klassischen Repertoire spielte er Werke von Freunden und Zeitgenossen wie Johannes Brahms, Edvard Grieg, Anton Rubinstein oder Moritz Moszkowski; er begeisterte mit Interpretationen von Schumann und Brahms sowie mit eigenen Werken und Arrangements, darunter seine virtuoson Paraphrasen auf Melodien von Johann Strauss und Franz Schubert. Erfolgreich gestalteten sich auch seine Konzertreisen durch Europa und in den USA.

Zeitgenossen und Kritiker rühmten seine Technik, die Weichheit, Fülle und Farbigkeit seines Anschlags sowie seinen geschmackvollen Vortrag. Julius Korngold schreibt in seinem Nachruf: „Grünfeld hat niemals bloß Klavier gespielt, niemals nur technische Fähigkeiten glänzen, die Zauber des Klangens wirken lassen; er hat immer Musik gemacht im Wiener Geiste.“ Hans von Bülow meinte, Grünfeld sei eine „so ausgeprägte Virtuosen-Individualität, dass sie auf Jeden ohren- und herzerfrischend wirken muß“. Eduard Hanslick notierte: „Grünfeld belebt mit und ohne Klavier die besten Kreise der Wiener Gesellschaft als liebenswürdig moussierendes Element, als guter Geist der Unterhaltung, als Klassiker des Anekdotenvortrages. Das ist so bekannt wie seine glänzende Technik, sein sprühender Rhythmus, sein klangvoller Anschlag, sein unerschöpfliches Gedächtnis.“

In seinen Konzerten trafen sich die von Grünfeld besuchten Salongesellschaften. Er galt als „der Löwe unter den Salon-Virtuoson“ und als „Liebling des Salons“. Auf Grünfelds kecken Humor anspielend, meinte der Schriftsteller Eduard Pötzl sogar: „Ließ ihn die Meisterschaft auf dem Klavier einst sitzen, er könnte leben doch von seinen guten Witzen.“ Grünfeld sagte über

Die CD ist erhältlich: www.phonolamusic.at; das Cover zeigt die ursprünglich aus Grünfelds Besitz stammende Radierung von Max Pollak *Alfred Grünfeld am Klavier, die im Musikzimmer seiner Wohnung über seinen zwei Bösendorfer-Flügel hing*.



sich selbst einmal: „Er küsst sämtliche Damen des Salons, den er betritt, mit der gleichen Opferwilligkeit, wie die weißen Tasten seines Bösendorferflügels.“

Er spielte in den Salons seines Freundes- und Bekanntenkreises, bei Familien der Wiener Hocharistokratie (z.B. Hohenlohe, Kinsky,

Metternich, Wilczek), der sogenannten Zweiten Wiener Gesellschaft (z.B. Brandeis-Weikersheim, Gomperz-Bettelheim, Gutmann de Gelse et Belisce, Rothschild, Schey, Thalberg, Zuckermandl), des Wiener Großbürgertums und bei vielen Künstlerkollegen (Hans Makart, Gustav Pick, Adolf von Sonnenthal, Viktor Tilgner u.a.).

Mit Alexander Girardi (er sang u.a. auch in Grünfelds Operette *Der Lebemann*) und Johann Strauss verband ihn eine besonders enge Freundschaft. Johann Strauss widmete ihm seinen *Frühlingsstimmen Walzer*, op. 410, und Grünfeld schuf daraus und aus anderen Strauss' Melodien Paraphrasen, die noch heute im Konzert gespielt werden.

Von seinen ca. 100 Klavierkompositionen, die sowohl Virtuosen- als auch Salonmusik einschließt, ist die *Kleine Serenade* (gewidmet der Wiener Pianistin Gabriele Frankl-Joel) in der von Grünfeld erstellten Orchesterfassung „durch die ganze Welt gegangen“ und gehörte bis in die 1930er Jahre auch zum Repertoire einiger Wiener Orchester.

Grünfeld war einer der Ersten, der die jeweils aktuellen Aufnahmemedien sofort für sich nutzte: 1889 machte er die ersten Aufnahmen auf Wachsrolle für den Edison Phonograph, ab 1899 nahm er Schallplatten auf und ab 1905 spielte er – so wie viele Pianisten seiner Zeit – Notenrollen für Reproduktionsklavier (Welte Mignon) und Kunstspielklavier (Phonola) ein.

Die Notenrollen boten im Vergleich zur frühen Schallplattenseite eine längere, rauschfreie Wiedergabe, zudem waren die Instrumente im Alltagsleben sehr verbreitet. Die Phonola war bis in die späten 1920er Jahre das beliebteste Klavierspielinstrument Europas, das in Konzertsälen, öffentlichen Unterhaltungsstätten und vor allem in gutbürgerlichen und aristokratischen Salons als Kammermusik- und Hausmusikinstrument genutzt wurde. Grünfeld widmete der Phonola seine *Ungarische Fantasie* und spielte für das Instrument 32 Notenrollen mit eigenen Werken ein.

Seine Einspielungen sind eine wichtige musikhistorische Quelle – mitunter auch die einzige Überlieferung seiner Musik, wie etwa bei der *Ungarischen Rhapsodie* und den Improvisationen über Schuberts *Wohin?* und *Die Forelle*.

Die CD *Grünfeld spielt in Wiener Salons*. Eigene Werke auf Edison Phonograph, Schallplatte und Phonola Notenrolle wurde am 25. April 2016 im ZIB (Zentrum für Interkulturelle Begegnung) in Baden präsentiert: Otto Brusatti (Lesung und Moderation) und Isabella Sommer (Produzentin, Phonolamusic Records) führten ein Gespräch über Grünfeld und seine Musik, die sowohl von der CD als auch live (Simeon Goshev, Klavier) zu hören war. (siehe: www.zib.or.at). □

ISABELLA SOMMER

WIENERROITHER & KOHLBACHER

WIR KAUFEN WERKE VON
EGON SCHIELE

1010 WIEN · STRAUCHGASSE 2 · NEBEN DEM CAFÉ CENTRAL · TEL. +43 1 533 99 77
OFFICE@AUSTRIANFINEART.AT · KATALOG AUF ANFRAGE UND IM INTERNET

www.austrianfineart.com

Buch Ecke

Fremde im neuen Land

Für alle Emigranten ist die Anpassung an das Land, in das sie einwandern, ein schwieriges Beginnen. Das gilt ebenso auch für die Juden, die 1933 in das damalige Palästina reisen durften, nur wie alles, was Juden betrifft, ein bisschen mehr. Davon erzählt das Buch *Fremde im neuen Land* von Klaus Hillenbrand.

Es waren einige Zehntausende, die Deutschland und Österreich gewissermaßen legal verlassen konnten – noch vor Beginn der sogenannten „Endlösung der Judenfrage“ und mit den daraus resultierenden Arisierungen, Verfolgungen, Deportationen. Sie galten daher nicht als Flüchtlinge oder Vertriebene im strengsten Sinn.

Für viele glich die Ankunft einem Kulturschock. Kaum jemand von ihnen sprach ein nur halbwegs annehmbares Hebräisch. Ihre Sprache war Deutsch, sehr Deutsch aber das war auch die Sprache der Nazis, und das war in diesem Land verpönt. Die Angekommenen litten unter der ungewohnten Hitze, sie wunderten sich über die Primitivität des Alltags.

Nun konnte man damals, wenn man sich vor Verfolgung retten wollte, nicht sehr wählerisch sein: Palästina war jedenfalls ein sicherer Hafen, ohne dass man deswegen gleich den Idealen des radikalen Zionismus anhängen musste.

In wirtschaftlicher und kultureller sozialer Hinsicht bedeutete Palästina jedoch einen Abstieg. Viele der Einwanderer waren schon etwas älter und weniger flexibel, sie hatten die falschen Berufe oder ihre Berufsausbildung wurde nicht einfach anerkannt. Häufig verfügten sie über eine akademische Ausbildung, die den Anforderungen einer Pioniergesellschaft nicht entsprach.

Neben dem Beharren auf der unerwünschten Sprache (deutsch), zählte zu ihrer selbst gewählten Separierung das zähe Festhalten an ihrer deutschen Vergangenheit. Das galt z.B. für alltägliche Dinge, wie die Speisefolge am Mittagstisch oder den Theaterbesuch.

Allerdings kann man nicht übersehen, dass das Kultur- und Traditionsgut, das die, von den Einheimischen spöttisch genannten „Jekkes“ aus Deutschland mitbrachten, immerhin von vielen Jahrzehnten, um nicht zu sagen von Jahrhunderten westeuropäischen Lebensstils geprägt worden war.

Die neu eingewanderten Juden waren ihnen fremd. Sie unterstellten den Neuankömmlingen mangelnde Jiddischkeit. Das bezog sich entweder auf die besonders religiös geprägten Juden aus dem Osten Europas oder auf die in der Tradition der europäischen Aufklärung stehenden, oft agnostischen Juden aus Deutschland und Österreich.

Klaus Hillenbrand widmet diesen Antagonismen eine ausführliche Untersuchung. Sie fußt auf 22 Reportagen, die zwischen 1945 und 1950 in der deutschsprachigen Wochenzeitung *Mitteilungsblatt* in Tel Aviv erschienen sind. In diesen Reportagen werden die Eindrücke und Nöte gesammelt, mit denen sich die Eingewanderten konfrontiert sahen. Denn es gab unter ihnen nicht nur die Nostalgischen, sondern auch so manche Arme, Kranke und Hilflose, die am Rande der Gesellschaft mehr schlecht als recht dahinvegetierten.

Hillebrand befasst sich aber auch in einem Teil seines Buches mit der Rolle der in Deutschland verbliebenen Juden. Unter ihnen kam es zu manchen, menschlich besonders berührenden, Konflikten. Sie sollten sich entscheiden zwischen der geforderten Affinität zu Palästina und der damit einhergehenden offenen Aufforderung, sich in dieser neuen Heimat anzusiedeln und der Treue und Dankesschuld zu ihren nichtjüdischen Ehepartnern. Deren Liebe und Treue wiederum hatte so manchen von ihnen vor dem Weg in die Gaskammern bewahrt.



Klaus Hillenbrand: *Fremde im neuen Land*. Deutsche Juden in Palästina und ihr Blick auf Deutschland nach 1945. S. Fischer Verlage, Frankfurt am Main 2015, 416 Seiten, 24,99 Euro, e-book 21,99 Euro.

Wie viel menschliche Tragödie hinter dem Glück des Überlebens tatsächlich lauerte, lässt sich an den dürren Worten eines Berichtes nicht abschätzen.

Der israelische Konsul in München, so Hillebrand, erhielt die Anweisung, den Druck auf die Daheimgebliebenen zu erhöhen. „Wir sind an denjenigen interessiert, die ausreisen wollen, am Rest sind wir nicht interessiert. Es ist nicht unsere Aufgabe diesen Juden bei der Etablierung oder beim Aufbau ihrer Strukturen (in Deutschland) zu helfen.“ Es wurde sogar ernsthaft diskutiert, über die in Deutschland lebenden Juden einen Bann auszusprechen. Der Konsens unter den

nach Israel ausgewanderten Juden war, dass es nach dem Holocaust für die Juden in Deutschland keinen Lebensraum geben könne. Aber auch aus wirtschaftlichen Überlegungen war angesichts der totalen Zerstörung Deutschlands und des Hungers die Vorstellung, dass es wieder Juden in Deutschland oder gar deutsche Juden geben könnte, völlig unreal.

Niemand hätte damals voraussehen vermocht, wie wichtig, ja unabdingbar einmal die jüdischen Gemeinden als starke proisraelische Lobby in Deutschland sein würden. Und sich heute Juden in Deutschland besser aufgehoben fühlen könnten als in Frankreich. □

Heimo Kellner

Nationalsozialisten vor dem Volksgericht

Häufig hört man den Vorwurf, dass die Justiz in Österreich bei der Verfolgung von Naziverbrechern saumselig vorgegangen wäre. Hierzu ist festzustellen: Von den Volksgerichten wurden von 1945 bis 1955 43 Todesurteile verhängt, 30 vollstreckt, 11 Verurteilte wurden begnadigt. Es gab 30 Verurteilungen zu lebenslanger Haft und 650 Kerkerstrafen im Ausmaß von fünf bis zu 20 Jahren! Lange war jedoch das Thema ein politisches Minenfeld, um das man gerne einen Bogen schlug.

Nunmehr hat Hellmut Butterweck es mit seinem neuen Buch *Nationalsozialisten vor dem Volksgericht Wien* unternommen, anhand von Pressedarstellungen die insgesamt 840 Prozesse – unter Aussparung der Urteilstexte und der Beratungsprotokolle – zu rekonstruieren. Fazit: Die Abrechnung mit dem Nationalsozialismus war zum Teil härter und konsequenter als in der Nachkriegsjustiz Deutschlands. Das heißt aber noch nicht, dass alle Untaten des Naziregimes eine flächendeckende, gerechte Sühne gefunden hätten.

Mit Ablauf der Zeit verblasste nicht nur die Erinnerung mancher Zeugen und die Überzeugungskraft der Indizien, sondern auch das Bedürfnis nach Sühne und Vergeltung. Die Wiedereingliederung der Nazis in das politische und wirtschaftliche Leben ließ sich nicht hinauszögern. Immerhin gab es 600.000 registrierte Nationalsozialisten und mit ihren Familienangehörigen die beträchtliche Anzahl von über einer Million Personen! Man konnte und wollte beim Wiederaufbau – 170.000 Österreicher waren gefallen und eine große Anzahl befand sich in russischer Kriegsgefangenschaft – auf die Mitarbeit der ehemaligen Nazis und jedenfalls auf die „Mitläufer“ nicht verzichten. 1953 gab es nur noch „Nachzügler“, deren Verurteilungen zu 20 Jahren und einmal zu

lebenslanglich zwar recht drastisch aussahen, wären sie jedoch 1945 durchgeführt worden, wahrscheinlich zur Todesstrafe geführt hätten. So kam beispielsweise Trnka, ein leitender Gestapobeamter mit fünf Jahren Kerker davon, während sein Untergebener im Jahr 1945 zu lebenslangem Kerker verurteilt worden war.

Schließlich wurde der Volksgerichtshof 1955 aufgelöst und Hellmut Butterweck stellt heute nicht ohne Bitterkeit fest: „Damit haben die beiden Parteien konsequent alle Versicherungen, die Verführer härter zu bestrafen als die Verführten, alle ihre heiligen Schwüre, die innere Befriedigung werde die Kriegsverbrecher, die ihren Mitmenschen unermessliches Leid zugefügt hatten nie und nimmer einschließen, selbst als Lügen bloßgestellt (...). Mit den nahezu unterschiedslosen Begnadigungen stellten Politiker und eine im Dunstkreis der Parteipolitik agierende Justiz die „Idealisten“ mit den Verbrechern auf eine Stufe.“

Freilich war die Justiz von allem Anfang mit großen Schwierigkeiten konfrontiert gewesen. Einmal der Mangel an Personal, vor allem an unbelasteten Richtern und Staatsanwälten. So kam es, dass man relativ leichte Fälle, in denen die Beweislage einfach war und daher eine zügige Erledigung erleichterten, vorzog.

Unangenehm bemerkbar machte sich der Corpsgeist des Justizdienstes insofern, als man Richtern und Staatsanwälten, auch wenn sie während der Nazizeit an Bluturteilen mitgewirkt hatten, zubilligte, sich im Rahmen „geltenden Rechts“ bewegt zu haben. Hinzu kommt die Tatsache, dass eine große Zahl der höheren Nazifunktionäre, die einen gewissen Ermessensspielraum hatten, wenn es sich um die Ermordung von Juden auf den Todesmärschen, um Urteile in Volksgerichtshofprozessen oder andere Gewalttaten handelte, teils abgetaucht waren oder durch die Alliierten in Haft genommen worden waren.

Sie saßen in den Anhaltelagern Wolfsberg oder Glasenbach teilweise ohne Untersuchung oder Anklagen, bis sie dann ohne jedes weitere Prozedere freigelassen wurden. In der Zwischenzeit waren Unterlagen „in Verstoß“ geraten, verschwunden oder verschlampt worden.

Übrig blieben die oft willfähigen, sicher aber stumpfen und gleichgültigen Exekutoren. So standen kein Gauleiter, keine hohen SS-Schergen, sondern nur einige Kreisleiter vor Gericht. Nicht zuletzt spielte auch die zeitlose Problematik der Schöffengerichtsbarkeit eine Rolle, die oft durch das überzeugende und rührselige Auftreten der Beschuldigten mehr beeindruckt war als durch die ihnen zur Last gelegten Fakten. Ebenso ließ sie sich vom

inszenierten Geschick der jeweiligen Verteidigung beeindrucken, was gelegentlich als Sympathie für die Nazis dargestellt wurde.

Das Buch bietet eine wechselreiche Abfolge von einfachen Illegalen, von Ariseuren, Denunzianten, Gestapobeamten, Blutrichtern bis hin zu Mördern, die in den letzten Kriegstagen noch Standgerichte errichteten; von Solchen, die Befehle erteilt hatten und Solchen, die sich damit verantworteten, Befehle nur ausgeführt zu haben. Ein heikles Thema, der Befehlsnotstand, denn die Verweigerung eines Befehls konnte sehr wohl lebensgefährlich sein. Gerade zu Ende des Krieges war ein Menschenleben, auch das der eigenen Volksgenossen, nicht viel wert.

Hervorzuheben sind die Prozesse in Engerau (Ermordung ungarischer Juden beim Südostwallbau), in Krems-Stein (Massaker an 200 politischen Häftlingen in der Strafanstalt), gegen Dr. Seidl (Kommandant von Theresienstadt, Tod durch den Strang, vollstreckt am 2.4.1947) gegen Anton Brunner, der als Mitarbeiter Eichmanns für die Deportation von 48000 Juden verantwortlich war und im Mai 1946 hingerichtet wurde.

Das Werk von Hellmut Butterweck erhält besonderen Wert durch die Person des Verfassers, der, Jahrgang 1927, die NS-Zeit erlebte, und daher an seine Arbeit nicht aus der verfremdeten Perspektive einer durch rechtstaatliche Schutzmechanismen bedingten Historiografie und die Selbstherrlichkeit der gnadenweise Spätgeborenen herangeht. Das Buch eignet sich vorzüglich zum Studium und als Nachschlagewerk, des Umfangs wegen aber weniger zu einer durchgehenden Lektüre. Eine Kurzfassung wäre höchst wünschenswert. □

Heimo Kellner



Hellmut Butterweck: *Nationalsozialisten vor dem Volksgericht Wien*. Österreichs Ringen um Gerechtigkeit 1945-1955 in der zeitgenössischen öffentlichen Wahrnehmung, Studienverlag, Innsbruck/Wien/Bozen 2016, 800 Seiten, 49,00 Euro.

Itzik Manger und das Panorama der jiddischen Literatur

Itzik Manger (1901-1969) war einer der beliebtesten und bedeutendsten jiddischen Dichter des 20. Jahrhunderts. Er wurde 1901 in Czernowitz als Sohn eines Schneidermeisters geboren und erhielt eine traditionelle jüdische Erziehung. Im Gymnasium lernte er aber auch die deutschen Klassiker kennen und lieben.

Ab 1928 lebte er für die nächsten zehn Jahre in Warschau, dem damals bedeutendsten Zentrum der jiddischen Literatur. In dieser Zeit gab er acht Bände mit Lyrik und Prosa heraus und es entstanden einige seiner berühmtesten Balladen. Seine Lebensgefährtin war die berühmte Publizistin Rochl Auerbach (1903 - 1976), die im nationalsozialistischen Europa in Warschau blieb. Sie war eine von nur drei Überlebenden des von Emanuel Ringelblum gegründeten Untergrundarchivs Oneg Schabbat; in Israel arbeitete sie bis zu ihrem Tod für das Yad Vashem.

1938 bis 1940 flüchtete Manger über Paris nach Algier und Tunis. Nach dem Scheitern der Überfahrt nach Palästina gelang ihm aus Marseille die Flucht nach Birmingham. In London lernte er die nichtjüdische Buchhändlerin Margaret Waterhouse kennen, die ihn vor Niedergeschlagenheit und Armut rettete und seine neue Lebensgefährtin wurde.

1951 folgte Manger Einladungen nach Montreal und New York, wo er fortan lebte und mit Ghenya Nadir, der Witwe des Dichters Mojsche Nadir, eine neue Gefährtin fand.

1958 wurde Manger vom israelischen Staat nach Israel eingeladen; auch in den sechziger Jahren empfing man ihn dort auf zwei weiteren Lesereisen mit großer Begeisterung.

Manger starb nach zwei Schlaganfällen in einem Sanatorium in Gadera, umsorgt von Freunden, unter ihnen vor allem der langjährige Herausgeber des *Maariv*, Shalom Rosenfeld. Der Besitzer des Sanatoriums war der österreichische Arzt und Zionist Wolfgang von Weisl. Efrat Gal-Ed und der Verlag haben mit der vorliegenden Studie einen neuen Maßstab gesetzt.

Das Buch ist weit mehr als eine Biographie Mangers. Es entfaltet ein für den deutschsprachigen Leser besonders lesenswertes und neuartiges vielfältiges Panorama der jiddischen Literatur in der Bukowina, in Polen, England, Nordamerika und Israel. Es erzählt von großen Freundschaften (etwa mit Melech Ravitsch und Benzion Margulies), tiefen Konflikten (mit H. Leivick, N. Stencl und J. Opatoshu) und den vielen späten Ehrungen und Erfolgen des Dichters.

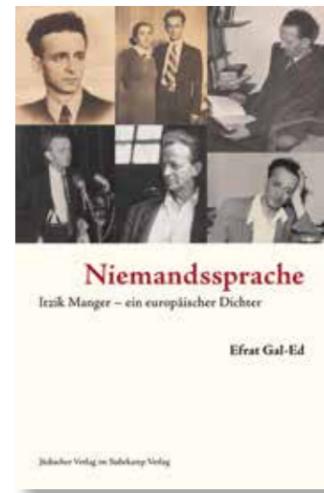
Gal-Ed verschweigt auch nicht Mangers problematische Seiten, seinen Alkoholismus und seine Aggressivität. Sie beschreibt mit außerordentlicher Sensibilität und Detailkenntnis sein Werk und dieses so schwierige und außergewöhnliche Leben.

Auch verlagstechnisch, was die Buchgraphik und den Satzspiegel betrifft, geht das Buch neue Wege: Mit den zahlreichen ab-

gebildeten Fotos und Dokumenten, den vielen, oft auch in jiddisch, mit hebräischen Buchstaben abgebildeten, zitierten und übersetzten Briefen, mit dem originellen Seitenspiegel (mit Haupt- und Subtext, erinnernd an die Typographie des Talmuds und seiner Kommentare) und mit den genauen Registern. Das Wort verlagstechnisch ist jedoch auf den zweiten Blick zurückzunehmen, denn es war nicht die Arbeit und die Idee des Verlages, sondern der Autorin. Im Impressum steht: „Typographie, Satz, Umschlag: Efrat Gal-Ed.“

1969 wurde der Manger-Preis gestiftet. Er wurde bis zum Jahr 2000 27 Mal an jiddische Autoren, Künstler und Wissenschaftler verliehen. 1970 wurde in der hebräischen National- und Universitätsbibliothek in Jerusalem (der heutigen israelischen Nationalbibliothek) das Manger-Zimmer eingerichtet, in dem Gal-Ed ab 2004 bis zu seiner Auflösung 2009 ungestört arbeiten konnte.

Efrat Gal-Ed wurde 1956 in Tiberias geboren, studierte Judaistik und Germanistik, ist Malerin und unterrichtet heute jiddische



Efrat Gal-Ed: Niemandssprache. Itzik Manger – ein europäischer Dichter. Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag, 2016, 784 Seiten, 45, 30 Euro.

Literatur an der Universität Düsseldorf. Sie übersetzt Lyrik aus dem Jiddischen und Hebräischen und lebt in Köln.

1989, 1993 und 1995 gab sie gemeinsam mit dem deutschen Schriftsteller Christoph Meckel drei deutsch-israelische Lesebücher mit Texten vieler bedeutender deutscher und israelischer Autoren heraus. Ebenfalls mit Meckel publizierte sie 1990 den Gedichtband *Wüstenginster* von Tuvia Rübner und 1994 ein Buch mit Gedichten und Fragmenten von Avraham Ben Yitzhak (Abraham Sonne).

2001 folgte im Insel Verlag *Das Buch der jüdischen Jahresfeste*.

2004 erschien von ihr im Jüdischen Verlag des Suhrkamp Verlags die jiddische Übersetzung von Mangers gesammelten Gedichten *Dunkelgold*, in jiddischer Schrift und in deutscher Umschrift.

Nun hat Efrat Gal-Ed mit dem rezensierten Buch die jiddische Literatur eindrucksvoll in die europäische Literaturgeschichte eingeschrieben. □

Evelyn Adunka

„Ein fühlendes Wesen auf diesem Planeten“

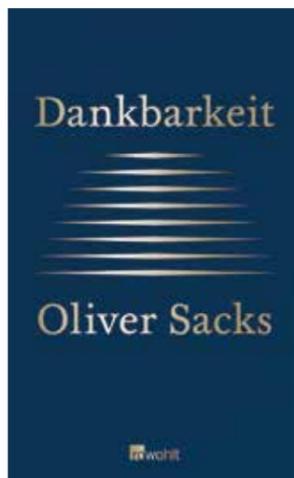
Am 30. August 2015 erlag Oliver Sacks, Arzt und Neurologe, sowie Autor unzähliger wissenschaftlicher, dabei aber verständlich und unterhaltsam geschriebener Sachbücher, einem Krebsleiden. Diese Krankheit begleitete ihn schon eine Weile, hinderte ihn aber nicht daran, Patienten zu empfangen, Bücher zu schreiben und sich auf seine alten Tage noch glücklich zu verlieben. Sein Wissen ist enzyklopädisch und er lässt seine Leser daran teilhaben, ohne sie zu belehren:

W. A. Auden, Samuel Beckett, Francis Crick, David Hume, Franz Wilczek. Der Wirtschaftswissenschaftler und Nobelpreisträger Robert Jon Aumann ist übrigens einer seiner unzähligen Cousins.

Viele Werke sind auf Deutsch erschienen: u. a. *Der Mann, der seine Frau mit einem Hut verwechselte*, *Der Tag, an dem mein Bein fortging*, *Awakenings: Zeit des Erwachens* (mit Robert de Niro und Robin Williams konge-

nial verfilmt), *Der einarmige Pianist. Über Musik und das Gehirn*, *Drachen, Doppelgänger und Dämonen. Über Menschen mit Halluzinationen* und 2015 *On The Move – Mein Leben*.

Kurz nach Vollendung seiner Autobiographie traf Sacks die Diagnose, dass der schon 2005 diagnostizierte seltene Melanomtyp in seinem Auge, in der Leber zu neuem Leben erwacht war. Seine schonungslose, unsentimentale Selbstbeobachtung, wie die unglaublichen Fallgeschichten seiner Patienten zeichnet allesamt aus, dass sie sich wie Abenteuerromane lesen. Bei Jules Verne bricht man auf „zum Mittelpunkt der Erde“, bei Sacks ins Zentrum all unserer Sinnes-



wahrnehmungen und was menschliches Bewusstsein ausmacht.

Oliver Sacks glaubte nicht an eine „Postmortem-Existenz“ (und wünsche sie auch nicht, wie er sagte). Doch mit großem Respekt vor der Schöpfung notierte er, es sei „das genetische und neuronale Schicksal eines jeden Menschen, ein einzigartiges und einmaliges Individuum zu sein, seinen eigenen Weg zu gehen, sein eigens Leben zu leben“.

Im Rückblick auf seinen Vater, der 94 Jahre alt wurde, und auf sein eigenes Alter von fast 80 Jahren, resümierte Sacks: „Man besitzt ein geschärftes Bewusstsein für Vergänglichkeit und – vielleicht – auch für Schönheit.“

Klingt wahr, unabänderlich und tröstlich. Nachzulesen ist dies alles in einem posthum erschienenen Bändchen mit dem Titel *Dankbarkeit*. Seine darin enthaltenen vier letzten Artikel kann man durchaus als Vermächtnis in Kurzform begreifen. Sacks erweist sich als gläubig in einem anderen, als gemeinhin mit Glaube assoziierten Sinn und bezieht sich im letzten seiner Texte *Sabbat* insbesondere auf seine jüdischen Wurzeln. Er stammte nämlich aus einer orthodox-jüdischen Familie in London, war – Jahrgang 1933 – der Jüngste von vier Söhnen. Wer das Werk von Oliver Sacks noch nicht kennt, soll mit diesem Kleinod anfangen und wird Feuer fangen für das bei Rowohlt erschienene Gesamtwerk. □

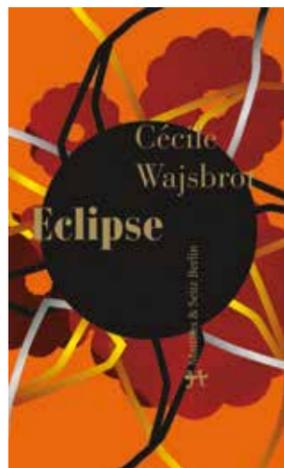
Ellen Presser

Oliver Sacks: Dankbarkeit. Aus dem Englischen von Hainer Kober, Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 2015, 64 Seiten, 8,30 Euro, e-book 7,99 Euro.

„Total Eclipse of the Heart“

„Cécile Wajsbrot ist wie George Perec eine Flaneuse, Stadtsemiotikerin und Spurensucherin, die insbesondere in Berlin und Paris Schichten einer leidvollen Vergangenheit freilegt und diese zum Gegenstand ihres Erzählens macht“, heißt es in der Jury-Begründung für den Prix de l'Académie de Berlin 2016. Die 1954 in Paris geborene Schriftstellerin, Übersetzerin und Essayistin wird damit für ihren Beitrag zur Belebung und Vertiefung der Beziehungen zwischen Franzosen und Deutschen ausgezeichnet.

Die Tochter von polnischen Juden, die nach Frankreich geflohen waren, hat in vielen ihrer Romane autobiographisches thematisiert, die Shoah und das Schweigen in den Familien. Wajsbrot studierte Literaturwissenschaften, arbeitete als Französischlehrerin und für den Rundfunk. Wichtig ist auch



Cécile Wajsbrot: Eclipse. Aus dem Französischen von Nathalie Mälzer. Matthes & Seitz Verlagsgesellschaft, Berlin 2016, 235 Seiten, 19,90 Euro.

ihre Vermittlerrolle als Übersetzerin aus dem Englischen (u. a. Virginia Woolf) und aus dem Deutschen (u. a. Marcel Beyer, Wolfgang Büscher) ins Französische.

Als Essayistin und Wanderin zwischen Paris und Berlin setzt sie sich vor allem mit französischer und deutscher Nachkriegsgeschichte auseinander.

2014 erhielt Wajsbrot nicht nur den renommierten Eugen Helmlé-Übersetzerpreis, sondern nahm die Samuel Fischer-Gastprofessur am Peter-Szondi-Institut der Freien Universität Berlin an.

In deutscher Sprache erschienen bei der Verlagsbuchhandlung Liebeskind die Romane *Der Verrat*, *Aus der Nacht* und *Nocturnes*. Matthes & Seitz in Berlin veröffentlichte *Die Köpfe der Hydra* (2012), *Für die Literatur* (2013) und soeben *Eclipse* (2016).

In *Eclipse* geht es um eine Fotografin, die in ihrem Pariser Stammcafé ein bestimmtes Lied hört, das sie in ihre Vergangenheit zurückführt. Musik, das Leben und die Liebe, ja auch diese Elemente werden kunstvoll miteinander verwoben. Am Anfang heißt es: „Dies ist die Geschichte einer Rückkehr, die Jahre gedauert hat, aber auch von Zufällen, die über die Jahrhunderte und Kontinente hinweg zusammentreffen.“ Solch merkwürdige Koinzidenzen kennt jeder. Ihnen nachzuspüren, kann inspirieren; sich in ihnen zu verlieren, führt zum Stillstand. Der Lektüre von Cécile Wajsbrots Roman in 15, mit Musik bzw. Musikern korrespondierenden Kapiteln zu folgen, mitzuswingen, ist ein bereicherndes und unbedrohliches Unterfangen, die Wirklichkeit zu hinterfragen. □

Ellen Presser

Die Österreicher verschleppen alles.“ So begrüßt uns Leo Luster als wir ihn in den Kellerräumlichkeiten des Zentralkomitees der österreichischen Juden im Zentrum von Tel Aviv besuchen. Der Vorsitzende des Komitees, der neunzigjährige Gideon Eckhaus, der 1938 von Wien nach Palästina flüchten konnte und der noch nicht ganz neunzigjährige Leo Luster arbeiten jeden Tag im Büro, außer an den Feiertagen. Ehrenamtlich, versteht sich. Zwei Sekretärinnen arbeiten angestellt.

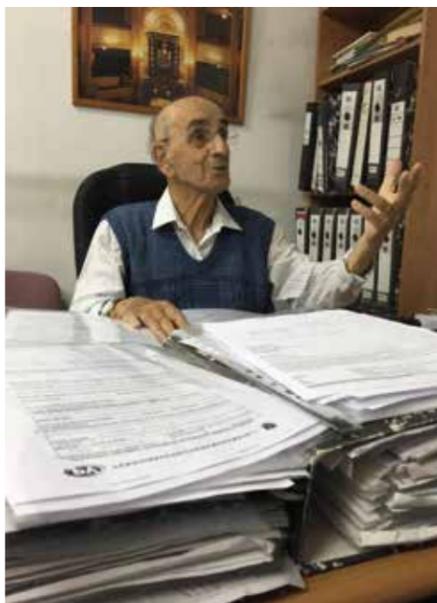
Das Kellerbüro wurde vor ein paar Jahrzehnten von der Österreichischen Regierung bezahlt. Ein kleiner, verspäteter Beitrag zur „Wiedergutmachung“, eine „finanzielle Entschädigung“ für die Ermordungen, Vertreibungen und Enteignungen, die den österreichischen Juden von den Nazis zugefügt wurden.

Leo Luster wurde 1927 in Wien geboren. Er lebte, bevor er mit seinen Eltern zuerst nach Theresienstadt und 1940 nach Auschwitz deportiert wurde, in der Flossgasse, in der Leopoldstadt. Sein Vater Moses wurde in Auschwitz umgebracht. Leo Luster hat nach dem Krieg seine Mutter wieder gefunden und emigrierte mit ihr nach Israel, wo er am Aufbau des Landes mitarbeitete. Später war er viele Jahre der Chauffeur des österreichischen Botschafters in Israel. Inzwischen ist er sehr krank, aber das kann ihn nicht davon abhalten, jeden Tag ins Büro zu gehen.

Er kümmert sich um die Mitglieder des Komitees. Er hat über die Jahre zahlreichen aus

Österreich geflüchteten Juden geholfen, um zu ihren Pensionsansprüchen zu kommen. Da Leo Luster nicht mehr selbst Auto fahren kann, fährt ihn sein Sohn Moshe. Vielen Antragstellern hat Leo Luster durch die schwierige, österreichische Bürokratie geholfen, um ihr Anrecht auf eine österreichische Pension geltend zu machen. Die Betroffenen müssen sich für

diese Pension beim österreichischen Pensions- und So-



LEO LUSTER UNERMÜDLICHER KÄMPFER

zialversicherungssystem mit ein paar tausend Euro einkaufen, dann beträgt diese Pension etwa 300 Euro monatlich, ein äußerst geringer Betrag. Doch „wichtiger als die eigentliche Pension, ist

das Pflegegeld, das die ehemaligen österreichischen Juden von Österreich bekommen“ sagt Leo Luster. „Die Menschen, um die es geht, sind inzwischen alt und gebrechlich und manche sind auch sehr arm. Besonders das österreichische Pflegegeld hilft diesen Menschen. Man soll dem österreichischen Staat nichts schenken, schließlich wurden diese Menschen von österreichischen Nazis seinerzeit beraubt und vertrieben. Einige von Ihnen haben sogar den Holocaust überlebt.“

Leo Luster zeigt uns die Schränke, die an den Wänden stehen und voll mit Aktenordnern sind. „Hier sind die Lebensgeschichten, die Verfolgung und Ermordung, das durch die Nazis zugefügte Leid an den österreichischen Juden dokumentiert.“

Leo Luster ist ein Kämpfer, der unermüdlich und zäh für seine Ziele eintritt, und dabei nicht aufgibt. Seit mehreren Jahrzehnten kämpft er dafür, dass jüdische Menschen, die zwischen 1938 und 1945 von österreichischen Eltern in Palästina geboren wurden, dasselbe Anrecht auf die österreichischen Pensionsvergünstigungen haben, wie ihre auf der Flucht, oder noch in Wien geborenen Geschwister. Bisher ohne Erfolg. Da Palästina nach den österreichischen Gesetzen von 1938 bis 1945

als „sicheres Land“ gilt, würde es einer Gesetzesänderung bedürfen, um diesen Menschen zu einer Pension zu verhelfen. Nur noch etwa 300 dieser Kinder, die es betrifft, sind noch am Leben und es werden weniger.

Es wäre eine schöne Geste des österreichischen Staates, diesen Menschen eine Pension (in die sie sich einkaufen müssten) und Pflegegeld zu gewähren. Und dies relativ rasch, ohne die Geschichte zu verschleppen, weil diese Menschen schon sehr alt sind.

Eine der peinlicheren Verschleppungen in Sachen Verwaltungsbürokratie der Zweiten Republik Österreich ist das Mahnmal Aspangbahnhof, das nicht und nicht errichtet wird. Jetzt soll es endlich 2017 aufgestellt werden.

Leo Luster, Gideon Eckhaus, das Zentralkomitee in Tel Aviv und Überlebende kämpfen seit Jahrzehnten für das Mahnmal. Vom Aspangbahnhof gingen die Transporte in die Ghettos und Vernichtungslager im Osten ab. Die meisten dieser Menschen überlebten nicht. Leo Luster selbst wurde vom Aspangbahnhof in einem Viehwagon nach Theresienstadt transportiert und verschleppt.

Vor zehn Jahren bereits fand eine Ausschreibung für die künstlerische Gestaltung

des Mahnmals statt. Das Konzept, das den ersten Preis gewann, wurde im Nachhinein als zu gefährlich für spielende Kinder eingestuft.

Daraufhin wurde die Aufstellung eines Mahnmals für die Ermordeten zehn Jahre ad acta gelegt. Nachdem das Konzept des ersten Preises nicht umgesetzt werden konnte, hat man sich damals nicht überlegt, den Entwurf, der den zweiten Preis erhielt, zu nehmen.

Es geschah also über zehn Jahre gar nichts, obwohl wiederholt Briefe von Überlebenden

an die zuständigen Politiker gerichtet worden waren.

Inzwischen hat eine neue Ausschreibung stattgefunden. Andere Künstler haben ihre Projekte eingereicht. 2017 soll es dann so weit sein. Ein Mahnmal am ehemaligen Aspangbahnhof soll endlich errichtet werden.

Leo Luster ist bis dahin wahrscheinlich zu krank, um noch einmal selbst nach Wien fahren zu können, um die Genugtuung zu erleben, beim Festakt der Eröffnung dabei zu sein. Er ist einer der letzten noch lebenden Menschen, die so einen Transport in einem Viehwagon vom Aspangbahnhof nach Theresienstadt überlebt haben.

Doch Leo Luster generalisiert nicht, trotz des Schrecklichen, das ihm angetan wurde. Er diskutiert mit österreichischen Politikern und er erzählt seine Geschichte in Schulen in Österreich.

Seit ihn der Jewish Welcome Service das erste Mal nach Wien eingeladen hat, ist Leo Luster auch immer gerne nach Wien gekommen. Inzwischen ist er aber auch des Kämpfens müde geworden. Die Enttäuschung ist ihm anzusehen. „Die Österreicher verschleppen alles...“

Susanne Höhne

VIELSCHICHTIGE KUNSTWERKE

Das Titelbild dieser Ausgabe stammt von der Künstlerin Abigail Stern und ist aus dem Jahr 2005. Abigail Stern lebt in New York und an der Küste von Maine, wo sich auch ihr Atelier befindet. Ab August sind Arbeiten von ihr in der deutschen Kutschwerkstatt in Gelsenkirchen zu sehen, im November stellt sie in Serbien und Italien aus.

Stern, die aus Los Angeles stammt, hat dort sowohl Kunst als auch Kunstgeschichte studiert. An sich kommt sie von der abstrakten Malerei, arbeitet dann aber auch immer wieder sehr figurativ oder schafft hybride Formen, indem sie beispielsweise Skurriles miteinander mixt, wie Schmetterlinge, Spielzeug oder Puppen. Diese Arbeiten sind sehr bunt gehalten, z. B. mit pinken Hintergründen. In einer Serie setzt sie sich mit asiatischen Vasen auseinander, die sie sehr realistisch darstellt.

Wirken frühe Arbeiten sehr grafisch, schafft sie nun auch eine Serie von Arbeiten, die durch ostasiatische Kunst und Kultur inspiriert, gleichzeitig aber auch streng formal ist. Es entstehen sehr poetische Collagen und Assemblagen. Stern verwendet in ihren Werken verschiedene Techniken und baut eine Arbeit schichtweise auf. Sie klebt Papier auf Papier, bemalt die Bilder, verwendet auch Fotografien,

Stoffe, Objekte, Stahl, Holz, Kaffee, zeichnet mit chinesischer Tusche, oder schreibt koreanische Schriftzeichen mit Kreide auf Bilder oder auch auf Tafeln. Stern hat viele Freunde in Korea und reiste 2011 sowie 2012 dorthin, weil sie dort ausstellte. 2012 war sie auch in Beijing.

In *Tiantang He Di Qiu (Himmel und Erde)* aus dem Jahr 2014 kombiniert Abigail Stern beispielsweise chinesische Tinte, Stoff, Reispapier mit einer Fotografie auf einer Schiefertafel.

Durch das Übereinanderkleben verschiedener Ebenen, durch das schichtweise Zusammensetzen diverser Elemente, entstehen eindrucksvolle Bildräume, es wird eine neue Realität geschaffen.

Diese Formensprache offeriert bei näherer Betrachtung einen ungeahnten Detailreichtum. Die Kraft dieser Arbeiten liegt in der Reduktion der Materialien und Formen. Einerseits gibt es diese rein abstrakten Arbeiten, dann verwendet sie Fotografien mit abgebildeten Personen, oder Frauen erscheinen wie ein schwarzer Schatten auf den Bildern. In sehr vielen Arbeiten wird ein Dialog zwischen Schwarz-Weiss oder Grau gehalten, manches Mal setzt Stern dann noch farbige Akzente hinzu. Ein Gewebe als Untergrund, wie beispielsweise in *Untitled 110* oder *111*, hat nicht



nur eine passive, rein bildtragende Funktion, sondern diktiert auch Form und Struktur und wird damit Teil der Bildgestaltung. In anderen Bildern bildet ein Stück ausgefranster Leinwand die oberste Bildschicht, wie in *Untitled 96*. Die formale Strenge, die Anordnung der im Bild dargestellten Elemente, erzeugen eine enorme Spannung.

Im Jahr 2012 gestaltete Abigail Stern auch zwei Kunstbücher. In *Korean Pillow* hat sie immer zwei Bilder zu einem Diptychon zusammengefasst. Für die Gestaltung ihres zweiten Kunstbuchs *Beijing Hutong* hat sie verschiedene Medien verwendet, die sie auf Hanji (traditionelles koreanisches Papier) auftrug.

Die Künstlerin verwendet verschiedenste Papiersorten, handgeschöpftes Papier, Papier aus Neapel oder aus Tibet, Reispapier oder eben Hanji. Papier ist ein vielseitiges Material, mit dem sie, je nach Stärke, Dichte und Stabilität, verschiedene Resultate in den Bildern hervorbringt. Dadurch schafft Abigail Stern ein wirklich eindrucksvolles Ceuve.

Petra M. Springer

Yuan (Garten), 2013: Kreide, Wasserfarbe, Aquarellkreide, Wachmalkreide, Japanisches Papier und ein gefundenes Foto auf Fabriano Papier, (56 x 30,5 cm)



© M. Bothor für Seccession Verlag

Deborah Feldman

AUS DER SATMARER GEMEINDE IN NEW YORK NACH BERLIN

ELLEN PRESSER

1995 machte Pearl Abraham, eine damals 35-jährige Autorin mit Geburtsort Jerusalem und Wohnort New York, kurzzeitig Furore. Mit ihrem Buch *Die Romanleserin* eröffnete sie Einblicke in den, an sich hermetisch geschlossenen, Kosmos der Satmarer Gemeinde von New York, mit Wurzeln in Satu Mare (jidd. Satmar) im ungarisch-rumänischen Grenzgebiet. Sie gilt als frömmste, um nicht zu sagen, fundamentalistische Gruppierung innerhalb der Frumen, der Chassidim. Ihr inzwischen verstorbener geistiger Führer, Rebbe Joel Teitelbaum, ein Holocaust-Überlebender, zog nach Amerika und begründete eine Gemeinschaft, die durch unerbittlich strenge Einhaltung der Mizwot auffällt. Die Leiden der Juden während der Schoah verstand Teitelbaum als Strafe für Liberalisierung und Assimilation.

1996 gelang der Fotografin Maud Weiss und ihrem Koautor Michel Neumeister ein Fotoband über *Die Frommen* in New York. Die Welt der Satmarer Chassidim. Das war schon deshalb eine kleine Sensation, weil Fotos verpönt sind, Frauen – also auch die Fotografin – keinerlei Kontakt zu Männern aufnehmen dürfen, im Prinzip auf die Rolle von Hausfrau und Mutter beschränkt sind. Fernsehen und Meinungsvielfalt war seit jeher verboten. Bricht jemand aus, so sitzt die Familie Schiwe wie um Verstorbene.

Pearl Abraham beschrieb seinerzeit den Werdegang eines jungen Mädchens, das heimlich seiner Leseleidenschaft frönt und schließlich ausbricht – kurz nach ihrer Verheiratung. Einer Aneinanderreihung von Traumata des Verkuppeltwerdens, ihrer Unbedarftheit in allen Aspekten von Sexualität und ihres Geschorenwerdens nach der Hochzeitsnacht.

All dies ist auch Deborah Feldman, der Autorin des Millionenbestsellers *Unorthodox – The Scandalous Rejection of My Hasidic Roots* von 2012 im wahren Leben widerfahren.

Sie wuchs im New Yorker Stadtteil Williamsburg auf, Jiddisch war ihre Muttersprache, Erziehung zu „tsniut“, zu Bescheidenheit, höchste weibliche Verpflichtung. Nur so hat man in diesen Kreisen eine Chance auf einen Ehemann. Frauen hätten unsichtbar zu sein, Männer nicht zu schwächen, nicht abzulenken vom Allerwichtigsten nämlich dem Studium von Tanach und Talmud, und vor allem eine Aufgabe, Kinder zu gebären und eben in diesem Geiste zu erziehen.

Nur fiel Deborah Feldman aus diesem vorgegebenen Rahmen von Anfang an und ohne eigenes Zutun heraus. Ihr Vater, siebtes von elf Kindern, war behindert. In der geschlossenen Welt der Satmarer ein Handicap für alle seine Geschwister, selbst einen Ehepartner zu finden. Also musste er verheiratet werden. Eine ahnungslose Braut wurde aus England importiert, die Ehe hielt nicht lange. Mit der Scheidung kam ein zweites Handicap in

die Familie. Und das Kind aus dieser kurzen Beziehung, das damals noch nicht Deborah hieß, und von seiner Mutter zurückgelassen wurde, musste es ausbaden.

„Das war die bleibende Erinnerung: Weil es nicht geklappt hatte, wurde ich in der Schule und im Gleichaltrigenkreis geschnitten“, erinnert sich Feldman, die 1986 in New York zur Welt kam. Sicher fühlte sie sich nur in der Küche ihrer Großmutter, der sie beim Kochen zuschaut und aus deren Erzählungen sie entnahm, dass ihre „Bubby“ in Budapest – in der alten Welt vor der Schoah – ein anderes Leben geführt hatte. Die Großmutter sang bei der Hausarbeit, wenn der Großvater außer Haus war. Kehrte er heim, verstummte sie. Warum sie sich dem immer strengeren Diktat ihres Mannes und damit des Rebben unterwarf? Feldman zitiert ihre Antwort: „Zeidi sagt, der Rebbe möchte, das wir ehrlicher, frommer [werden], als je ein Jude gewesen. Er sagt, wenn wir uns aufs Äußerste bemühen, dass Gott stolz auf uns ist, werde er uns niemals mehr so wehtun, wie er es im Krieg getan. Und an dieser Stelle wird sie immer still, versinkt in qualvolle Erinnerungen.“

Von Anfang an eine Außenseiterin, fiel Feldman die Unterwerfung unter ein unverständliches Diktat immer schwerer. Zumal sie Zugang zu einer anderen, verbotenen Welt fand. Jedes der neun Kapitel ihres, inzwischen in Deutsch erschienenen, knapp *Unorthodox* betitelten Buches, verweist auf die Vielfalt ihrer Lektüre. „Als zweitwichtigste Beziehung und als Ersatz für die Freunde, die mir fehlten“, erklärt Feldman, „wurden Bücher meine Freunde“.

Sie verschlang Lewis Carroll und Roald Dahl und fand, in den am Ende geretteten Kindern Alice und Mathilda, ihre „inneren Heldinnen“. Menstruation und Hochzeit sind auch in der geschlossenen Satmarer Welt, in der konsequent alle äußeren Zeichen von Weiblichkeit zu verbergen sind, bedeutende Lebens-Zäsuren. Bei Deborah Feldman wurde die Geburt ihres Sohnes, 2006, zum Schlüsselereignis. Sie wollte ihn aus dem Satmarer Milieu herausholen – sich zu befreien und ihn zurückzulassen, wie es ihre Mutter in ihrem Fall getan hatte, kam nicht in Frage.

Ziemlich zeitgleich mit ihr versuchte eine andere junge Frau aus dem Milieu auszubrechen. Faigy Mayer verkraftete jedoch den Absprung nicht und beging Selbstmord im Juli 2015 durch einen Sprung von einem Hochhaus in Manhattan.

Es liest sich spannend wie ein Kriminalroman, wie Deborah Feldman ihren Aufbruch, der einem Ausbruch gleichkam, vorbereitete. Sie fürchtete den Kampf ums Sorgerecht, ja sogar Kindsentführung. Am Ende rettete sie nur das Interesse einer breiten Öffentlichkeit an ihrem Fall. Inzwischen wohnt Deborah Feldman in Berlin und genießt die Ano-



„Als zweitwichtigste Beziehung und als Ersatz für die Freunde, die mir fehlten“, erklärt Feldman, „wurden Bücher meine Freunde“.

Deborah Feldman: *Unorthodox*. Aus dem Amerikanischen von Christian Ruzicska. Seccession Verlag, Zürich 2016, 319 Seiten, 22,60 Euro.

nymität ihres neuen, freien Lebens. Ihr Sohn soll aufwachsen wie ein „sehr normales Kind“. Dabei will sie ihn keineswegs dem Judentum entfremden. Er besucht jüdischen Religionsunterricht, soll aber später selbst entscheiden, wie fromm er sein will.

Wer Deborah Feldman auf Lesereise erlebt, Interviews vom Deutschlandfunk bis zur Süddeutschen Zeitung verfolgt, begegnet einer blitzgescheit, selbstbewussten jungen Frau, die berichtet, nicht richtet, die beschreibt, ohne zu verurteilen. Das kann man von ihren Gegnern nicht behaupten, die sie als Nestbeschmutzerin beschimpfen, sie sogar mit Joseph Goebbels verglichen, und sie zum möglichen „Auslöser für einen weiteren Holocaust“ erklärten. Es schmerzt sie offenbar nur eines sehr: Dass sie ihre „Bubby“, ihre Großmutter, seit Verlassen der Satmarer Gemeinde nie mehr wiedersehen konnte.

Unorthodox ist ein bemerkenswertes Memoir über die Emanzipation eines Menschen. Dieser Aufbruch einer jungen Jüdin aus einer ultrareligiösen Enklave in eine, an allen Ecken und Enden nicht weniger fordernde, Freiheit, der die Rückkehr aus der neuen in die alte Welt beschreibt, macht die universelle Qualität dieser Geschichte aus. Eine Verfilmung durch Ester Amrami in Berlin, ist bereits im Gespräch.

Ich bin schon gespannt auf die Fortsetzung. Deborah Feldman schreibt nämlich weiter, unter anderem über Freunde und Fremde, über Berlin und die andere – deutsch-jüdische – Seite ihrer Familiengeschichte. Und vielleicht auch übers Glücklichein, einen Zustand, der in der Satmarer-Community nicht wichtig war, ihr aber schon: „Für mich“, heißt es in einem Interview, „ist Glücklichein auch: morgens aufwachen und hoffen, dass deine Augen offen genug sind, Schönheit zu erkennen, egal, wo.“ Oder wie es an anderer Stelle heißt: „Ich finde glücklich zu sein, ist authentisch zu sein.“ □



Die Flucht der großen Dichterin Else Lasker-Schüler vor dem Terror der Nazis durch die halbe Welt bis Jerusalem. Kraft und Ohnmacht der Poesie in einer von Terror erschütterten Welt.

Musik: Horst Hausleitner
Leitung: Hagnot Elischka

Premiere: 6. September 2016
weitere Vorstellungen: 8., 9., Sept. und 14., 15., 16. Nov.

Beginn aller Vorstellungen 20h, Eintritt €18,- | ermäßigt €12,-
Karten unter 01/485 58 54, d.m.schwarz@aon.at

BRICK-5 Fünfhausgasse 5/4, 1150 Wien

KLASSENZIEL IST DIE HOCHZEIT

DIE BRITISCHE BESTSELLERAUTORIN EVE HARRIS GING AUF LESEREISE

Charmante Frauenpower war angesagt, als die Engländerin Eve Harris mit polnisch-israelischen Wurzeln ihren Roman *Die Hochzeit der Chani Kaufman* im Jüdischen Gemeindezentrum in München vorstellte.

Seit die Autorin 2013 die Geschichte rund um die Verheiratung einer neunzehnjährigen Rabbinertochter veröffentlichte, ist sie mit Lob überhäuft und mit einem Platz auf der Longlist des angesehenen Booker Prize ausgezeichnet worden. Das Leben in den chassidischen Londoner Enklaven von Golders Green und Hendon mag durch ein vielfältiges Regelwerk vorbestimmt, überschaubar, kontrolliert sein – die Art und Weise indes, wie Frauen und Männer zueinander finden oder auch nicht, ein gutes Zuhause für ihre Familien aufbauen, Freundschaften pflegen oder einander wehtun, hat eine universell gültige Dimension.

Henriette Schroeder, die 2015 mit ihrem Sachbuch *Ein Hauch von Lippenstift für die Würde. Weiblichkeit in Zeiten großer Not* selbst von sich reden gemacht hat, arbeitete im Gespräch mit Eve Harris diese Qualitäten des Romans heraus. Harris habe, so resümierte die Moderatorin, mit Empathie und Humor Einblicke in die ortho-

dox-jüdische Welt gewährt. Wie sei ihr dies gelungen, obgleich sie doch selbst nicht so fromm lebe? Eve Harris berichtete unverblümt, dass sie in nichtreligiöser Atmosphäre aufgewachsen sei. Mit der Holocaust-Erfahrung im Hintergrund sei ihrem Vater Glaube nicht mehr möglich gewesen: „Ich wurde als stolze Jüdin, aber ohne Ritus erzogen.“

Die Beschreibung der Mädchenerziehung sei ihr so präzise gelungen, „weil ich nach einem Job als Lehrerin für Literatur an einer sehr toughen Londoner Schule, an ein sehr religiöses Lehrinstitut wechselte“, berichtete Harris: „Jeder Tag war ein Kulturschock.“ Was sie am meisten irritierte, sei die Kontrolle. Alles sei reglementiert, Fernsehen sei unerwünscht, die Lektüre von Harry Potter-Romanen verboten, freizügige Bilder in Kunstbüchern würden überklebt, Shakespeare-Texte streckenweise geschwärzt.

Harris begriff jedoch, dass das, was ihr als klaustrrophob erschien, für andere beschützend wirkte. Sie bewahrte sich Offenheit, sah, „wie bescheiden die Schülerinnen erzogen wurden“, wie sich die älteren um die jüngeren Kinder kümmerten. Und zuletzt waren auch die religiösen Mäd-



Eve Harris: *Die Hochzeit der Chani Kaufman*. Aus dem Englischen von Kathrin Bielfeldt, Diogenes Verlag, Zürich 2015, 464 Seiten, 16,50 Euro, e-book 13,99 Euro.

chen einfach nur Teenager. Als ihre Lehrerin Eve Harris sich anschickte zu heiraten, „mit Anfang dreißig in dieser Welt spät genug“, wie sie trocken anmerkte, diskutierten sie aufgeregt über ihr Kleid. Die Schuldirektorin wiederum machte sich Sorgen, weil Harris das Tragen einer Perücke verweigerte.

Zur Hochzeitsvorbereitung gehörten auch Stunden bei der Rabbinergattin. Eve Harris wusste, dass diese früher ein anderes Leben geführt hatte. Auch das wurde zur Inspiration für eine der Romanfiguren.

Ein mehrjähriger Aufenthalt in Israel, speziell die Stimmung kurz vor Schabbat an der Klage-mauer – es sind biografische Erfahrungen wie diese im Leben der Autorin, die Eingang in ihren Roman gefunden haben und ihn so glaubwürdig machen. Sie hat ihn nicht als Enthüllungsbuch angelegt, sondern zur Unterhaltung geschrieben. Die Übersetzung liest sich flüssig – nur mit manchen hebräischen Begriffen und deren Deklination, wie z. B. der Schidduch, aber die Schadhene, scheint die Übersetzerin nicht ganz klar gekommen zu sein.

Was sie am jüdischen Staat besonders fasziniert habe, wollte Moderatorin Henriette Schroeder von Eve Harris wissen. „Jerusalem“, war die prompte Antwort. Diese Stadt habe ihr die spirituelle Seite des Judentums näher gebracht. Ein besonderer Genuss war die wohlklingende Stimme der Schauspielerin Ulrike Kriener (nach Tatort- und Polizeiruf-Gastauftritten seit 2003 als „Kommissarin Lukas“ selbst sehr überzeugend auf Verbrecherjagd), die grandios aus der deutschsprachigen Ausgabe vorlas: „Es war, als wäre die [Klage-]Mauer ein Symbol für ein Volk – und eine Verbindung dazu. Zu ihrem Volk.“

Nora Niemann

belauscht & beobachtet



Nach fast 80 Jahren wurde in Frauenkirchen an dem Ort, an dem die 1938 von den Nationalsozialisten zerstörte Synagoge stand, ein **Garten der Erinnerung** errichtet. Die Idee, am Tempelplatz ein Denkmal zu errichten, hatte der Verein Initiative Erinnern Frauenkirchen bereits vor etwa drei Jahren. Dass die Umsetzung des Projektes letztlich so lange gedauert hat, verdankte der Verein einem Zufall. Bei den ersten Fundamentarbeiten wurden Mauerreste einer ehemaligen Synagoge entdeckt, deren älteste Bauphase

ins 17. Jahrhundert zurückreicht. Es folgten archäologische Grabungsarbeiten, die der Gedenkstätte nun ein anderes Gesicht geben als ursprünglich geplant. Ein Teil dieses Fundes wurde nämlich erhalten und durch einen Glaskubus innerhalb der Gedenkstätte sichtbar gemacht. Der Park ist von drei Seiten von Mauern umgeben, so dass ein Hofraum entsteht, der an einen Tempel erinnern soll.

Im Zentrum des Denkmals steht eine Thorarolle aus Bronze, gestaltet von der jüdischen Künstlerin **Dvora Barzilai**. „Die Thorarolle

ist das stärkste Symbol des jüdischen Volkes, sie ist ein Lebensmotto“, erklärt sie. Das Denkmal in Frauenkirchen ist nicht ihr erstes, das an die Zeit vor 1938 und an die grausame Vertreibung und Ermordung der Juden im Zweiten Weltkrieg erinnern soll. Auch auf dem Gelände der Medizinischen Universitäten in Wien und Innsbruck, sowie in Perchtoldsdorf, stehen Skulpturen der Künstlerin. Dort hin kehrt sie auch immer wieder zurück, um selbst zu beten und zu gedenken.

Die zur Eröffnung zahlreich erschienenen Gäste zeigten sich sehr beeindruckt und betroffen von diesem eindrucksvoll gestalteten

Garten der Erinnerung. In ihren Ansprachen betonten Landeshauptmann **Hans Niessl**, Bürgermeister **Josef Ziniel**, der Historiker **Herbert Brettl**, Generalsekretär **Raimund Fastenbauer** sowie die israelische Botschafterin, **Talya Lador-Fresher**, die Bedeutung dieser Gedenkstätte. Sie erinnerten an die jahrhundertalte jüdische Präsenz in Burgenland, die infolge der grausamen Ereignisse nun gänzlich verschwunden ist.

Den Abschluss bildete Oberkantor **Shmuel Barzilai**, der, gemeinsam mit Schülerinnen aus Frauenkirchen, mit musikalischen Darbietungen das Publikum berührte.



Josef Ziniel, Josef Ostermayer, Dvora Barzilai, Hans Niessl, Shmuel Barzilai und Raimund Fastenbauer

Planmäßig verläuft die Umgestaltung des Diaspora Museums in Tel Aviv – **Beit Hatfutsot** und so konnte im Mai bereits ein neuer Flügel eröffnet werden. Das gesamte neugestaltete Gebäude wird voraussichtlich 2018 fertig gestellt sein. Über 500 Freunde und Sponsoren des Museums kamen aus allen Teilen der Welt, um an diesem bedeutenden Festakt teilzunehmen. Ministerpräsident **Benjamin Netanyahu** unterstrich in seiner Eröffnungsrede die enorme Bedeutung dieses Museums, das Juden aus der ganzen Welt zusammenbringt und ihnen Gelegenheit bietet, gemeinsam die Geschichte und die Kultur nachzuvollziehen. Als besonderes Geschenk überreichte ihm **Irina Nevzlin Kogan**, die Vorsitzende des Museums, eine Pergamentrolle aus Leder mit dem Familienstammbaum – gestaltet von der Künstlerin **Ira Obolski**.

Das Diaspora Museum, Beit Hatfutsot, wurde 1978 – dank der Vision von **Dr. Nahum Goldman** und damals Präsident des World



Jewish Congress – eröffnet. Das Museum befindet sich auf dem Campus der Universität Tel Aviv und ist mehr als ein Museum. Diese einzigartig globale Institution erzählt die laufende und außergewöhnliche Geschichte des

jüdischen Volkes, verbindet es mit seinen Wurzeln und stärkt somit die persönliche und kollektive Identität.

Ziel von Beit Hatfutsot ist es, der Welt den wechselvollen und faszinierenden Wer-

degang dieses außergewöhnlichen Volkes als Geschichte der ständigen Erneuerung zu vermitteln. Und so ist auch das Museum im ständigen Wandel begriffen.

Seit mehr als drei Jahrzehnten hat Beit Hatfutsot eine wesentliche und weltweite Rolle bei der Stärkung jüdischer Identität und bei der Weitergabe jüdischen Erbes gespielt.

Nun werden im neuen Flügel, in der Alfred H. Moses & Family Synagoge Hall Modelle von Synagogen aus diversen Ländern präsentiert. Dabei bietet eine neu gestaltete Mediashow interessante Einblicke auf die unterschiedlichen Riten.

Derzeit ergänzen zwei aktuelle Ausstellungen das vielseitige Programm. Operation Moses – 30 Jahre danach: Die Rettung der Äthiopischen Juden hat damals weltweites Aufsehen erregt. Und anlässlich des 75. Geburtstags der Pop-Ikone Bob Dylan widmet ihm das Museum eine ganz außergewöhnliche, sehenswerte Ausstellung. □



Aviv Shir-On, ehemaliger Botschafter des Staates Israel in Österreich, hat das Große Goldene Ehrenzeichen mit dem Stern für Verdienste um die Republik Österreich erhalten. Der österreichische Botschafter in Israel, **Martin Weiss**, überreichte Aviv Shir-On das Ehrenzeichen in einer feierlichen Zeremonie. Diese ist eine der wichtigsten staatlichen Ehrungen, die in Österreich vergeben wird.

Derzeit ist Aviv Shir-On als stellvertretender Generaldirektor der Europa-Abteilung im israelischen Außenministerium tätig.

Aviv Shir-On wurde 1952 als Sohn einer deutschen Holocaust-Überlebenden geboren. Von 1971 bis 1974 leistete er seinen Militärdienst ab und kämpfte 1973 im Jom-Kippur-Krieg als Panzeroffizier auf den Golanhöhen, wo er verwundet wurde. Danach studierte er von 1974 bis 1978 Internationale Politik an der Jerusalemer Universität. Im Jahr 1978 trat Shir-On in den diplomatischen Dienst ein. Als Diplomat diente er in Washington D.C. und in Deutschland, wo er unter anderem von 1981 bis 1985 Erster Sekretär der Informationsabteilung an der israelischen Botschaft in Bonn war. Von 2003 bis 2006 war Shir-On Botschafter in der Schweiz und Liechtenstein. Zuletzt arbeitete er als stellvertretender Generaldirektor des Außenministeriums in Jerusalem im Bereich Medien und Öffentlichkeitsarbeit. In den Jahren 2009-2013 war Shir-On israelischer Botschafter in Österreich.

Wir gratulieren sehr herzlich! □

Erstmals fand in **Oradea**, ehemals Großwardein, vom 9.-12. Juni 2016 ein Music European Open Festival unter der Leitung von **Alexandru Badea** statt.

Einer der engagiertesten Initiatoren dieses Festivals ist **Jan Holländer**.

Die Stadt Oradea gehört zu den ältesten Städten Rumäniens und war von Anfang an ein bedeutendes Handelszentrum sowie ein wichtiges Kulturzentrum. Sie entwickelte sich zu einer Universitätsstadt.

Insbesondere am Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts erlebte Oradea einen großen wirtschaftlichen Aufschwung, nicht zuletzt dank ihrer fleißigen, talentierten und relativ zahlreichen jüdischen Bevölkerung, die kurz vor dem Zweiten Weltkrieg etwa ein Sechstel der damals 100.000 Einwohner stellte. Noch heute zeugen prachtvolle, teilweise heruntergekommene Jugendstilpaläste von der glorreichen Vergangenheit.

Daher ist es kein Zufall, dass dieses Festival in der Synagoge eröffnet wurde mit Darbietungen des Oberkantors aus Wien **Shmuel**



Barzelai. In der prachtvollen und bis zum letzten Platz gefüllten Synagoge begeisterte er das Publikum mit Klezmer-Klängen und alten Folkloreliedern. Am Klavier begleitet wurde diese musikalische Reise von dem ungarischen Pianisten **Zoltan Neumark**. Das Festival fand an vier Standorten in Oradea statt – im Queen Mary-Theater, im Oradea-Fortress, in der Zion-Synagoge und im Barockschloss. Es soll nun alljährlich bedeutende Künstler und Künstlerinnen in diese malerische Stadt bringen. □

In der Residenz der Botschafterin **Talya Lador-Fresher** fand ein ganz besonderes Konzert mit **Alma Deutscher** statt. Das Außergewöhnliche daran: Alma ist eine zehn Jahre junge israelisch-britische Geigerin, Pianistin und Komponistin!

Mit Mitgliedern der **Wiener Philharmoniker** – Alexander Steinberger, Tobias Lea und Csaba Bornemisza – spielte sie den Quartettsatz in G-Dur sowie die Ouvertüre zu ihrer Oper *Cinderella*. Anschließend begleitete das musikalische Ausnahmetalent Mitglieder des **Oh!pera-Ensembles** – Tina Jaeger (Sopran), Anna Voshege (Sopran), Catarina Coresi (Sopran), Katrin Koch (Mezzo-Sopran) und Dominik Am Zehnhoff-Söns (Tenor) – bei Arien und Duetten aus dieser Oper.

Die deutschsprachige Uraufführung von Alma Deutschers Oper **Cinderella** am 29. Dezember 2016 im **Wiener Casino Baumgarten** sollte man sich nicht entgehen lassen! Folgevorstellungen sind am 30.12. sowie am 4. und 5. Jänner 2017. □



Eine beeindruckende Performance bot **Yasmine Godder** im Rahmen der Wiener Festwochen im Künstlerhaus. Die Künstlerin hat ihre Kindheit in Israel verbracht. In den 1980er Jahren lebte sie in der New Yorker Punk-Szene und studierte verschiedene Formen des zeitgenössischen Tanzes.

Seit ihrer Rückkehr nach Tel Aviv-Jaffa, mitten hinein in ein kompliziertes politisches Geschehen, arbeitet sie als Choreografin. Bei den Wiener Festwochen greift sie für *Climax* erstmals auf ihr persönliches Archiv von Bewegungsmaterial zurück, ein Amalgam ihrer Eindrücke als Fremde in der Fremde und als Fremde in der eigenen Heimat. In einem Ausstellungsraum werden die Zuschauer Zeugen und Konfrontierte bizarrer Aktionen der Tänzerinnen und Tänzer. □

Erratum

Wir entschuldigen uns für die Fehler, die sich in unserer letzten Ausgabe eingeschlichen haben:

S. 20 heißt der Schachspieler Boris Spaski.

S. 28 lautet der richtige Untertitel: Dunkelstein im Hamakom. Szenische Aufarbeitung von Robert Schindels Roman.

Impressum

Eigentümer, Herausgeber und Verleger:
Illustrierte Neue Welt,
Dr. Joanna Nittenberg, Mag. F. C. Bauer

Chefredakteurin: Dr. Joanna Nittenberg
alle 1010 Wien, Judengasse 1A,
Tel. ++43 1 5356301

Konto Bank Austria: BIC BKAUATWW
IBAN AT18 1200 0109 1007 3200
Druck: W & H Media Druck + Verlag GmbH

EXILKUNST

Die Städtische Wessenberg-Galerie in Konstanz zeigte Werke aus der umfangreichen Exilkunstsammlung *Memoria* von Thomas B. Schumann, der sich seit vielen Jahren als Autor, Sammler von Büchern und Kunstwerken, sowie als Verleger der *Edition Memoria* der Exil-Thematik widmet.

Die Ausstellung *Verfolgt & vertrieben. Deutsche Künstler im Exil 1933-1945* zeigte sehr gut die vielschichtigen Positionen der KünstlerInnen auf, die vor den Nationalsozialisten fliehen mussten. Unter den 500.000 Menschen, die Deutschland verließen, befanden sich rund 8.000 Kunst- und Kulturschaffende.

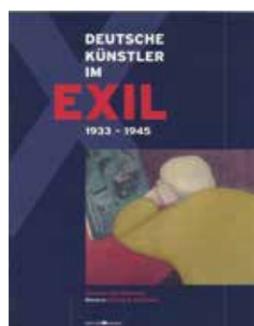
Neben bekannten Namen wie Charlotte Berend-Corinth, Ludwig Meidner, Lotte Laserstein oder Josef Scharl, wurden auch zahlreiche KünstlerInnen der so genannten „verschollenen“ Generation vorgestellt. Zu sehen waren auch Werke von Eugen Spiro oder Milein Cosman, über die die *Illustrierte Neue Welt* bereits berichtete.

Schumann führte persönlich durch diese beeindruckende Schau und brachte somit die ausgestellten Werke und die KünstlerInnen einem interessierten Publikum nahe. So sprach er über Julius Graumann, Rudolf Levy oder Curt Singer, erzählte über die Beweggründe seiner Sammlertätigkeit und stellte sich anschließend den Fragen des Publikums.

Nach der Publikation *Vor dem Krieg, auf der Flucht, nach dem Frieden* erschien in der *Edition Memoria* zeitgleich zur Ausstellung der Katalog *Deutsche Künstler im Exil 1933-1945* mit sehr lesenswerten Beiträgen von Mario Adorf, Herta Müller, Olaf Peters und Georg Stefan Troller. Eingeleitet wird der Band von Thomas B. Schumann, der darüber schreibt, wie die Sammlung *Memoria* entstand und wozu sie dienen könnte. Längst überfällig wäre nämlich ein Exil-Museum mit den Werken aus dieser Sammlung. Seit Jahren sucht Schumann in Deutschland ein denkmalgeschütztes Gebäude in kommunaler oder privater Hand, in dem diese sehr wichtige Kunstkollektion permanent gezeigt werden könnte. Es kann nur verwundern, dass es dieses Exil-Museum bis heute noch nicht gibt und es irritiert, dass es offenbar kein Interesse in Deutschland daran gibt, solch ein Museum, das sehr wichtig für die Kunst-, Kultur- und Zeitgeschichte wäre, zu eröffnen. Im Gegensatz zur Exil-Literatur ist die Exil-Kunst nämlich wenig erforscht. Somit stellt diese neue Publikation ein wichtiges Puzzlestück dar und ein Museum, in dem geforscht werden könnte, ist unbedingt notwendig.

Wer die Ausstellung versäumt hat und sich die Bilder ansehen möchte, hat ab 14. August Gelegenheit im Stadtmuseum Langenfeld. □

Petra M. Springer



Deutsche Künstler im Exil 1933-1945. Werke aus der Sammlung *Memoria* Thomas B. Schumann. Mit Beiträgen von Mario Adorf, Herta Müller, Olaf Peters und Georg Stefan Troller, Herausgegeben und eingeleitet von Thomas B. Schumann, Edition Memoria, Hürth bei Köln 2016, 176 Seiten, 39,80 Euro.

Was geht APP?

Ganz Wien in der Tasche.

Entgeltliche Einschaltung

APPSolut alles über Wien.

Verpassen Sie keine Infos mehr. Mit der **wien.at live-App** erhalten Sie Echtzeitinformationen zu Veranstaltungen, Öffis und Unwetterwarnungen direkt auf Ihr Smartphone. Entdecken Sie viele weitere nützliche Anwendungen wie den Stadtplan, wichtige Hotlines, WLAN-Standorte u.v.m. Jetzt downloaden für Ihr Android- oder iOS-Smartphone unter www.wien.at/live/app.



Stadt Wien

Erinnerung

Gemessen an den Ereignissen der Geschichte ist die aktuelle Wirtschaftskrise nur eine mäßig bedeutende Episode mit Gegenwind. Doch für eine – im Vergleich mit den großen Medienkonzernen des Landes – verhältnismäßig kleine Zeitung kann sich daraus eine bedrohliche Situation ergeben. Bitte leisten Sie jetzt Ihren Beitrag, um den Fortbestand der *Illustrierten Neuen Welt* zu sichern. Wir benötigen keine Millionen- und Milliardenbeträge. Sie können wertvolle Hilfe leisten, indem Sie nur den Abopreis überweisen. Bitte nutzen Sie den beigelegten Erlagschein!



Abonnementpreis
Inland: € 32,-
Ausland: € 44,-
Übersee: € 56,-

Mit bestem Dank die Redaktion

Besuchen Sie unsere Homepage mit aktuellen Terminen und interessanten Artikeln!

www.neuewelt.at